Gustav Frenssens sittliche Anschauungen

dargestellt am „Otto Babendiek“

*

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde
der Hohen Philosophischen Fakultät
der Philipps-Universität zu Marburg

vorgelegt von

Walther Gonser
aus Berlin-Dahlem

*

Marburg 1931

Als Dissertation angenommen am 6. November 1930.
Berichterstatter: Herr Geh. Reg.-Rat Professor Dr. Elster.
Tag der mündlichen Prüfung: 17. Dezember 1930.

Gedruckt mit Genehmigung der Fakultät.

Druck von Kupky & Dietze, Inhaber C. und R. Müller, Radebeul-Dresden.

Meinen lieben Eltern!

Inhaltsübersicht

Seite

Einleitung

1. Problemstellung 7
2. Methodisches 10

I. Art und Ursprung des sittlichen Handelns

1. Die sittliche Freiheit 11
   a) Erbanlagen 11
   b) Natur und Schicksal 13
   c) Umwelteinflüsse 19
   d) Wille, Schuld, Verantwortung 23
   e) Verdienst und Gnade 27
2. Ideale, Sitte, Normen 30
   a) Nahes und fernes Ideal 30
   b) Bürgerliche Sitte und religiöse Normen 32

II. Ziele und Werte des sittlichen Handelns

1. Gut und Böse 39
2. Natur- und Vitalwerte 41
   a) Das Leben 41
   b) Heimat, Natur 46
   c) Kraft, Tapferkeit 50
   d) Sexuelles 51
3. Sittliche Werte 56
   a) Vertrauen 56
   b) Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit, Echtheit 59
   c) Stolz 61
   d) Mut zum Wirklichkeitssinn 65
4. Religiöse Werte 67
   a) Gottesglaube 67
   b) Nächstenliebe 71
   c) Leiden und Opfer 74
5. Kulturwerte 78
   a) Kirche und Schule 78
   b) Wissenschaft 80
   c) Kunst 81
   d) Rechtspflege 82

Schriftenverzeichnis

Frenssen, Gustav: Sämtliche Werke, erschienen in der G. Grote'schen Verlagsbuchhandlung. Berlin.

Alberts, Wilhelm: Gustav Frenssen. Berlin 1922.

Baumgarten, Otto: Gustav Frenssens Glaubensbekenntnis. Kiel 1905.

Enders, Carl: Frenssen und sein Roman „Hilligenlei". Mitt. d. Lit. Ges. Bonn, Bd. I Nr. 2.

Droege, Alfred: Die Technik in Gustav Frenssens Romanen. Diss. Greifswald 1915.

Günther, V. H.: Gustav Frenssen. Sein Werden, Wesen und Wollen. Diss. Marburg 1924.

Grabenhorst, Georg: Die Entwicklungsgeschichte der Charaktere u. Ideenkreise in Frenssens Romanen. Diss. Kiel 1922.

Grotes Weihnachtsalmanach 1903.

Hintze, Fritz: Gustav Frenssens Sprache und Stil als Ausfluß seiner Persönlichkeit. Diss. Hamburg.

Lobsien, W.: Die erzählende Kunst in Schleswig-Holstein. Altona 1908.

Niebergall, Friedr.: „Hilligenlei" und die moderne Theologie. Tübingen 1906.

Rethwisch, Theodor: Gustav Frenssen, der Dichter des „Jörn Uhl". Berlin 1902.

Bartels, Adolf: Geschichte der deutschen Literatur. Berlin 1919.

Biese, Alfred: Deutsche Literaturgeschichte. München 1911.

v. d. Leyen, Friedrich: Deutsche Dichtung in neuer Zeit. Jena 1922.

Mielke-Homann: Der deutsche Roman des 19. und 20. Jahrhunderts. Dresden 1920.

Naumann, Hans: Die deutsche Dichtung der Gegenwart. Stuttgart 1930.

Soergel, Albert: Dichtung und Dichter der Zeit. Leipzig 1911.

Vogt und Koch: Geschichte der deutschen Literatur. Leipzig 1910.

Elster, Ernst: Prinzipien der Literaturwissenschaft I, Halle 1897.

Hartmann, Nikolai: Ethik. Berlin 1926.

Hermann, Wilh.: Ethik. Tübingen 1921.

Jaensch, Erich: Grundformen des menschlichen Seins. Berlin 1929.

Künkel, Fritz: Die Arbeit am Charakter. Schwerin 1930.

Paulsen, Friedr.: System der Ethik. Berlin 1900.

Spranger, Eduard: Lebensformen, Halle 1927.

Wünsch, Georg: Evangelische Wirtschaftsethik. Tübingen 1927.

Wundt, Wilh.: Ethik. Stuttgart 1903.

Abkürzungen

B. = „Otto Babendiek"

Gr. = „Grübeleien"

P. v. P. = „Pastor von Poggsee"

M. u. M. = „Möven und Mäuse"

Einleitung

1. Problemstellung.

„Wenn ich griechische Kunst loben höre, denke ich immer mit Bitterkeit: Ja, das haben sie verstanden! Aber ihr Volk und ihr Volkstum zu erhalten, das haben sie nicht verstanden, und das ist doch das Größere. Und so bin ich Feind aller, die die Kunst an erste Stelle setzen wollen, als wenn sie das Erste und Beste wäre . . ." (M. u. M. 237). „Wenn Kunst in ihrer Tiefe völlig gleichgültig gegen gut und böse ist, so ist sie zwar noch Schönheit, aber vom Teufel" (M. u. M. 295). Diese Urteile Frenssens, die sich beliebig vermehren ließen, zeigen, daß er eine Kunst nur um der Kunst willen aufs schärfste ablehnt, daß er vielmehr für ihre wesentliche Aufgabe und Bedeutung hält, dem Leben zu dienen und sittliche, volkserzieherische Wirkung auszuüben. Seine Blickrichtung ist ganz auf Erhaltung und Förderung des Volkstums gestellt. So hat Frenssen auch für sich selbst niemals beansprucht, mit rein künstlerischem Maßstab gemessen zu werden, und stets mehr als auf ästhetische Wirkung darauf Wert gelegt, durch seine Bücher ein Helfer und Erzieher seines Volks zu sein. Damit gibt er aber nicht nur die Berechtigung, sondern fordert selbst dazu auf, seine Auffassungen von Welt und Leben und die damit verbundenen sittlichen Anschauungen in den Vordergrund der Betrachtung zu stellen und seine Werke nach ihrem sittlichen Gehalt zu werten.

Mit besonderer Dringlichkeit hat sich Frenssen immer wieder in seinen Romanen mit dem sittlichen Phänomen im allgemeinen und den Einzelfragen sittlicher Problematik auseinandergesetzt, so stark, daß er dem Vorwurf der Tendenzschriftstellerei nicht immer entgangen ist. In der Leidenschaftlichkeit, mit der er um die Frage nach Gut und Böse ringt, und in der Offenheit und Wärme, mit der er zu den sittlichen Konflikten und Nöten Stellung nimmt, erinnert er an einen anderen Dichter-Pfarrer: Jeremias Gotthelf, dem auch die leidenschaftliche Anteilnahme an der sittlichen Not der Menschheit und sein ungestümer Helferdrang die Feder in die Hand gedrückt hat. Auch in der Art seiner Darstellung, seinem Stil erinnert Frenssen oft genug daran, daß er die Kanzel seiner kleinen Landgemeinde mit der des Schriftstellers vertauscht hat, um sich so einer größeren Gemeinde, dem ganzen deutschen Volke, hörbar zu machen.

Die Frage nach den sittlichen Anschauungen Frenssens erhält aber dadurch ihre besondere Bedeutung und Wichtigkeit, daß sein sittlicher Wertstandpunkt durchaus nicht eindeutig und klar ist. Fast alle Literarhistoriker stimmen in dem Urteil überein, daß Frenssen in seinem Wesen und in seinen Werken etwas Zwiespältiges zeige, und starke Widersprüche aufweise. Einzig Wilhelm Alberts in seinem Buch „Gustav Frenssen" bekennt sich zu der Ansicht: „Der herrschende Eindruck ist der der Harmonie mit sich und der Welt" (154) und spricht von der wunderbaren Ausgeglichenheit und Geschlossenheit Frenssens, von der gelungenen Verbindung der Gegensätze zur Einheit, „zur höheren, übergreifenden Synthese". Wenn viele Kritiker Frenssens in der harten und ungerechten Beurteilung des Dichters soweit gingen, an der Aufrichtigkeit seines Wollens zu zweifeln, so stellt sich Alberts die schöne Aufgabe: „Dem Dichter Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Ich werde mich keineswegs gegen seine Schwächen verschließen, aber ich werde allerdings das Schwergewicht auf seine Stärke, seine Vorzüge – legen. Es wird ein Buch der Bewunderung, der Liebe sein. – Hier ist viel Unrecht wieder gutzumachen" (14). – In dieser Ehrenrettung Frenssens, in dem Versuch, alte Schuld der Kritik wieder gutzumachen, geht Alberts aber zu weit. Es ist ein Harmonisierungsversuch, der sich über die bestehenden Unklarheiten und Widersprüche Frenssens hinwegtäuscht. Dies Unklare und Widerspruchsvolle, das in der Unbeständigkeit unserer gegenwärtigen Kulturlage besonders Unheil und Verwirrung anzurichten geeignet ist, in seinen letzten Gründen aufzuzeigen und dadurch Klarheit zu schaffen, ist das Ziel unserer Untersuchung.

Walter Rathenau äußerte nach der Lektüre des „Pastor von Poggsee", er habe festgestellt, daß Frenssen „Gut und Böse gleich gerecht behandelt habe". Aus derselben Beobachtung erwachsen die Fragen unserer Untersuchung: Wie erklärt sich diese Relativität des sittlichen Urteils über Gut und Böse? Ist diese Wertrelativität wirklich oder nur scheinbar? Und wie sieht das dieser Wertung zugrunde liegende Weltbild aus?

Wenn so die ethische Einstellung Frenssens, die Betonung der erzieherischen, sittlichen Wirkung unverkennbar, andererseits sein Wertstandpunkt nicht einheitlich und ohne weiteres ersichtlich ist, so ist damit die Notwendigkeit und die Bedeutung der ethischen Fragestellung gegeben. Dabei soll nicht eine Verengung der Frage vorgenommen werden, wie sie Günther in seiner Dissertation „Gustav Frenssen. Sein Wesen, Werden und Wollen" vornimmt, indem er Sittlichkeit im engeren Sinne des Wortes faßt und nur die Sexualethik Frenssens untersucht. Sondern es sollen Frenssens sittliche Anschauungen im allgemeinen, seine Anschauung vom Gesamtleben, seine

Bestimmung des Sittlich-Guten überhaupt und sein Wertstandpunkt untersucht werden. Wollen wir hier den Rahmen der Untersuchung weiter spannen, als Günther es getan hat, so müssen wir uns andererseits eine Beschränkung auferlegen dadurch, daß wir nicht Frenssens Entwicklung und Werden miteinbeziehen, sondern nur das Gewordene, die fertigen Anschauungen Frenssens, wie sie in einem seiner letzten Romane, dem großen, autobiographischen Roman „Otto Babendiek" niedergelegt sind, zur Darstellung bringen. Die Untersuchung soll sich auch nicht aufbauen auf Frenssens Tagebuchaufzeichnungen, wie bei Günther, unter nur gelegentlicher Hinzuziehung von Stellen aus seinen Romanen, sondern umgekehrt ausgehen von Frenssens Romanwerken und nur gestützt und bestätigt werden durch andere Aeußerungen des Dichters. Was nämlich in den aphoristischen Aufzeichnungen Frenssens in „Grübeleien" und „Möven und Mäuse" in oft sehr knapper, scharf zugespitzter Form, oft überspitzt, gegeben und dort in seinem widerspruchsvollen Durcheinander besonders schwer faßlich ist, wird in der ausführlichen Breite der Romane eher verständlich. Hier verliert es die oft verletzende Schärfe und Paradoxie, und der Dichter hat in der Motivierung der Handlungen und der eingehenden Charakteristik der Personen bessere Gelegenheit, sich zu erklären und den Leser zu überzeugen.

Die Schwierigkeit, die darin besteht, daß der Dichter mit seinen Romangestalten nicht ohne weiteres gleichzusetzen ist, wird bei Frenssen dadurch verkleinert, daß seine Schöpfungen in besonderem Maße Bekenntnisse und Selbstdarstellungen sind. Wenn er von „Den drei Getreuen" sagt: „Ich glaube, daß es noch niemals einen deutschen Schriftsteller gegeben hat, der soviel aus seinen eigenen Erlebnissen ... genommen hat wie ich, so daß ich fast sagen kann, ich hätte bis jetzt nur das eigene Leben und nur Selbstbekenntnisse gebracht" (Grotes Weihnachtsalmanach 1903), so gilt das im Grunde von allen seinen Werken. Außerdem beugen wir der Gefahr einer falschen Gleichsetzung des Dichters mit seinen Gestalten dadurch vor, daß wir unserer Untersuchung Frenssens autobiographischen Roman „Otto Babendiek" zugrunde legen. Im übrigen wird sich die Untersuchung hauptsächlich stützen auf Frenssens subjektivste Romane: „Hilligenlei" und den „Pastor von Poggsee". Hat Frenssen in Kai Jans seine erste ganz freie und rückhaltlose Selbstdarstellung gegeben, so ist in Adam Barfood zwar neben dieser ein gut Teil Wunschbild enthalten, das aber dieser Selbstdarstellung in besonderer Weise den normativen Bestimmungscharakter gibt. Stellen aus anderen Romanen und Aeußerungen Frenssens werden die Untersuchung abrunden und vervollständigen.

2. Methodisches.

Man hat sich in der neueren ethischen Forschung gewöhnt, das Wesen des Sittlich-Guten und alle sittlichen Handlungen nach zwei Seiten hin zu untersuchen. Einmal sucht man die Art des Zustandekommens einer sittlichen Handlung, das Wie festzustellen und dann die erstrebten Ziele und Werte menschlichen Handelns, das Was des sittlichen Tuns. Fragt man dort nach dem Ursprung, den Motiven, den Quellen, so hier nach dem Ziel und den Zwecken des menschlichen Wollens und Handelns. Dieser Zweiteilung des Stoffes wollen auch wir uns in dieser Arbeit anschließen und in einem ersten Teil untersuchen, wie Frenssen das Wollen und Handeln der Menschen zustandekommen und wodurch er es bestimmt sein läßt. Es sind besonders die Fragen nach der sittlichen Freiheit – wodurch sie behindert oder gesichert wird – und nach dem Einfluß von Sitte und Normen auf das menschliche Handeln, also die mehr prinzipiell-philosophische Grundlegung der Frenssenschen Anschauungen. Während die inhaltlichen Ziele des Handelns, die erstrebten Werte, hier unberücksichtigt bleiben, wird ein zweiter Teil sich mit diesen Wertinhalten selbst befassen, mit den für Frenssen geltenden Werten, und den Wertstandpunkt Frenssens herauszustellen haben. Dieser zweite Teil wird das Wesen Frenssens besser beleuchten und seiner Eigenart eher gerecht werden können, da Frenssen kein philosophischer Kopf, sondern ein Mann mit praktischem, immer dem Leben zugewandten Sinn ist. Nicht theoretische Erwägungen, systematische Grundlegung und Einheitlichkeit sind ihm das Wesentliche, sondern die praktischen Probleme des Lebens, das Ringen der Werte, ihre Erkenntnis und Festigung.

I. Art und Ursprung des sittlichen Handelns

1. Die sittliche Freiheit.

a) Erbanlage.

Die grundlegende Frage jeder darstellenden Ethik ist die nach der Freiheit des Willens. Nur wo eine freie Willensentscheidung des Menschen für das Sittlich-Gute als möglich angesehen wird, gibt es eine Verantwortlichkeit des Menschen für sein Handeln. Und nur, wo man den Menschen als für seine Taten verantwortlich ansieht, kann man von sittlichem oder unsittlichem Handeln sprechen. Wie steht es mit dieser Willensfreiheit bei Gustav Frenssen?

Stellt man die Frage nach der sittlichen Freiheit der Frenssenschen Menschen, so muß man zunächst untersuchen, wie stark er ihr Handeln bestimmt sein läßt von Kräften, die außerhalb ihres Machtbereichs liegen. Man muß also ihre Abhängigkeit von Erbe und Umwelt, von Natur und Schicksal feststellen und den Grad des Gebundenseins durch diese Gegebenheiten. Erst der danach übrigbleibende Rest eigener, bewußter Lebensgestaltung und freien selbständigen Handelns entscheidet die Frage nach der sittlichen Freiheit.

Mit betonter Breite und nicht zu übersehender Ausführlichkeit schildert Frenssen das Erbe seiner Menschen. Meist sind es schwer zu vereinende, ja einander widersprechende Erbanlagen, die störend und hemmend auf die Entwicklung einwirken, die fruchtbar zu machen und einheitlich zu gestalten eine fast unlösbare Aufgabe ist. Man denke etwa an Jörn Uhl, in dem das Uhlen- und Kreyenblut eine seltsame, belastende Mischung eingegangen ist, oder an Kai Jans und Klaus Hinrich Baas, um nur einige Hauptgestalten zu nennen. Ebenso auch bei Otto Babendiek. Von seinem Vater sagt er: „Ich glaube, daß es nie einen phantasievolleren und gläubigeren Menschen -- von einer leichten und hellen Phantasie – als ihn gegeben hat. Es war alles strahlend, golden, wie Maimorgen schimmernd" (5). Seine Mutter dagegen war „bei großer Güte, eine mehr dunkle und mißtrauische Natur" (5), die später an Schwermut erkrankte und schließlich im Selbstmord endete. Auch dieses Ende wird als Erbzwang aufgefaßt, da auch ihr Vater und mehrere andere Glieder ihrer Familie sich selbst das Leben genommen haben. Ottos Vater war ein „Himmelstürmer" und seine Mutter „suchte Regenwürmer" heißt es an anderer Stelle. Dieses Hell-Dunkel ist Ottos schweres Erbe. Die Mitte, den Ausgleich zu finden zwischen der grübelnden Schwermut seiner Mutter und der illusionsfrohen Gläubigkeit seines Vaters ist seine Lebensaufgabe und Lebensnot. Immer wieder bricht in seinem Leben dies Erbe durch und ist Ursache seiner Hilflosigkeit, Unsicherheit und Lebensunfähigkeit, sei es, daß er allzu gläubig vertrauend die wirkliche Welt verkennt oder sie in verzweifelnder Schwermut allzu finster sieht.

Wohl finden sich auch Stellen, wo Otto von seinem Erbe als Segen und wirklichem Gut spricht. Etwa von der günstigen Mischung der Naturen seiner Eltern in ihm, „so daß ich, wenn auch niemals stark, doch etwas von der körperlichen Gesundheit meiner Mutter, und wenn auch kein lachender Mensch, so doch ein gutes Stück von meines Vaters Lebensglauben in mir hatte" (186). Ja, er sagt einmal: „Mein Geist war von den Eltern her von gesunder Art; . . . von meinen, so verschiedenen Eltern her doppelt geschweißt" (407). Otto kennt also auch ein Erbgut. Aber einmal sind diese Aeußerungen selten im Vergleich zu anderslautenden, und dann sind hier natürlich nur die Stellen wichtig, wo das Erbe als etwas das Handeln und Wollen der Menschen entscheidend Bestimmendes aufgefaßt wird, als etwas, was den Menschen in seiner freien Willensentscheidung und selbstverantwortlichen Lebensgestaltung beeinträchtigt und bedroht. So antwortet Otto auf Evas Frage, „ob man etwas, das man mitbringt, schon von der Geburt her" unterwegs verliere, oder „ob es nicht vielmehr immer stärker wird" (525): „vielleicht bricht bei mir auch noch allerlei aus der Tiefe" (525). So fürchtet er sich vor dem Grübeln und den schwermütigen Stimmungen: „Zuweilen ergriff mich . . . die Angst, daß ich ebenso wie er in geistige Verwirrung fallen könnte. Ich meinte zu fühlen, daß ich als Kind meiner zarten Eltern dazu bestimmt wäre und daß es schon nahe wäre" (1128).

Immer schwebt über ihm als Unabwendbares, Unentrinnbares, geradezu fatalistisch als sein Schicksal: das Erbe seiner Eltern. Es ist eine dauernde Angst in ihm vor dem drohenden Hervorbrechen dieser lebenstörenden und vernichtenden Erbanlagen. „Das Dunkle von meiner lieben Mutter her saß zu tief in der Brust (1135). Oder: „Ich dachte, wann kommt es über dich? Kommt es nun? Ich hatte diese selbe Not, die von der Natur meiner Mutter her in mir lag, schon einige Male gehabt; aber nicht so schwer, wie in diesen Stunden" (1236). Besonders deutlich wird das Fatalistische dieser Erbauffassung an der Gestalt Eilerts, bei dem es zur Nachgiebigkeit gegenüber dem Dämonischen ausartet und damit zur Selbstauflösung führt: „Es ist, als wenn er von dieser Mutter nichts weiter geerbt hat als das wilde Blut, das ihn zugrunde richtet" (1268). „Ihr (seiner Mutter) Urgroßvater war ein Raufbold, Trinker und Totschläger, und ihr Großvater . . . ein jähzorniger, gemiedener Mensch, der verarmte" (1164) sagt Eilert, und dabei „dachte er an sich, was in der Tiefe seines eigenen Wesens schlummerte". An der Gegenüberstellung von Eilert und Otto wird Frenssens Stellung zum Erbe ganz klar. Wohl fühlen sich beide abhängig vom Erbe, gehemmt und bedroht, aber: während jener seines Erbes nicht Herr wird, sich überwältigen läßt und daran zugrunde geht, findet Otto ein „Trotzdem" des Ueberwindens und Durchringens. Zwar kennt er das Belastende des Erbes, das oft Macht über ihn hat, aber es geht nicht bis zu einem völligen Ohnmachtsgefühl und führt nicht bis zu einem gänzlichen Ausschalten der Eigenverantwortlichkeit. Doch davon werden wir an anderer Stelle handeln.

Einige Belege aus Frenssens Lebensbericht und andere Aufzeichnungen zeigen, daß es sich hier um Fragen seines eigensten Lebens und Erlebens handelt. „Mein Vater war lauter Mut, helle Sonne und frischer

Wind" (Gr. 113). „Die Seele meiner Mutter war dagegen nach dem Dunklen und Sorgenvollen gerichtet ... sie war immer voll Not und voll innerer Unruhe und immer mutlos und bedrückt; ja, sie war immer wie halb in der Erde" (Gr. 114). Beide hatten „eine leise Fremdheit gegenüber dem Leben: mein Vater sah es zu leicht und rein, meine Mutter zu dunkel und ängstlich ... Und so wurde ihr Kind auch ... nichts Strahlendes und Stürmendes" (Gr. 162). Ergreifend ist, wie er immer wieder von dem Einbrechen des mütterlichen Erbes spricht: „Ich habe die Quartalsschwermut, die auch schrecklich ist" (Gr. 119). „Es kommen immer wieder Tage der Schwermut. Das Leben erscheint völlig hoffnungslos und zwecklos, und ich quäle mich damit wie mit einer übergroßen Last" (Gr. 74). „Ich habe das von der Mutter Seite, wo immer Schwermut gewesen ist. So sitzt man bis an die Brust im Leben der Vorfahren" (Gr. 308). „Es vergeht kein Tag, daß ich nicht dicht vor meinen Augen ein Unglück sehe, das über mich oder die Meinen oder andere kommen könnte" (M. u. M. 161).

Von diesem Erbe ist Frenssen niemals ganz frei geworden. Besonders bezeichnend, geradezu symbolisch dafür sind die Titel seiner Bekenntnisschriften: „Grübeleien", „Möven und Mäuse". Wie in seinen Romanen, so auch hier, blicken wir tief hinein in das dauernde Ringen und den verzweifelten Kampf mit den helldunklen Mächten seines Erbes. Es ist begreiflich, wenn man von solcher persönlichen Erfahrung aus geneigt ist, das Erbe anzuklagen und ihm die Schuld für viele Lebensnot und Lebenshemmung zuzuschreiben. Wohl beobachten wir auch in diesen Bekenntnissen oft, daß Frenssen nicht bei den Gefahren und Nöten, die das Erbe verursacht, stehen bleibt, sondern von tapferem Durchkämpfen und Ueberwinden zum Segen der Persönlichkeit spricht. Aber Frenssens ganz allgemeines Urteil lautet doch: „Das Grundwesen eines Charakters ist entweder gut oder böse, rein oder unrein, fromm oder unfromm, wie es von den Eltern her (ihm) vererbt ist" (Gr. 26). Damit ist die Eigenverantwortlichkeit des Menschen für sein Wesentliches, für seinen Grundwert aufgehoben. Da man aber, wie Frenssen sagt, einen Menschen nach diesem, von den Eltern ererbten Grundwesen, nicht nach einzelnen Schwächen und Lebensäußerungen, die den Kern seines Wesens gar nicht berühren, beurteilen soll, wertet man den Menschen eigentlich nicht selbst als Einzelpersönlichkeit, sondern etwas in ihm, wofür er nicht verantwortlich ist: sein Erbe.

b) Natur und Schicksal.

Das sittliche Handeln und Wollen der Frenssenschen Menschen wird ferner beeinträchtigt und bedroht durch das, was er die N a t u r seiner Menschen nennt. Frenssen versteht darunter die Summe der einzelnen Wesenszüge, die Verbindung aller Anlagen zu einem einheitlichen, einmaligen Ganzen. Dabei ist charakteristisch, daß die Natur von selbst, ohne bewußtes eigenes Zutun sich entfaltet, daß sie etwas dem Menschen Gegebenes ist und daß der Mensch also für seine Natur nicht verantwortlich ist. Es ist sein angeborenes, feststehendes Wesen und unterscheidet sich dadurch von seinem Charakter, den er selbst zu bestimmen und zu erwerben, den er bewußt und

eigenwillig zu seinem Persönlichkeitswert zu gestalten hat. Mit seiner Natur hat sich der Mensch abzufinden, so sagt Frenssen, er muß sich ihr fügen, das menschliche Handeln wird weitgehend von ihr bestimmt. Auch hier ist der Mensch nicht als freies Subjekt gesehen, sondern als Objekt, an dem sich fremde, außer dem Bereich seiner Macht stehende Kräfte auswirken.

Diese Naturnachgiebigkeit hat ebenfalls etwas stark Fatalistisches an sich mit ihrem blinden Glauben und Sichergeben an unabwendbare Mächte. Am deutlichsten wird wohl ihre Bedeutung am Beispiel der beiden Schäfer, deren „Natur" nun eben unglücklicherweise Faulheit ist. Bei ihnen geht die Gebundenheit so weit, daß sie in dem Augenblick, wo die Arbeit für sie eine dringende Lebensnotwendigkeit wird, beide freiwillig aus dem Leben scheiden. Zu ihrer Verteidigung läßt Frenssen einen „verständigen älteren Mann" sagen: „Faulheit ist eine Krankheit, wie alle anderen, und eine schwere und unheilbare. Ich kann verstehen, daß ein Mensch, der sie hat, aus der Welt geht, in der doch immer gearbeitet werden soll" (947). Nun haftet diesen Schäfern ja freilich in besonderem Maße eine Schwäche Frenssenscher Menschendarstellung an, die wir hier feststellen müssen: Er personifiziert häufig eine einzelne menschliche Eigenschaft, verdichtet sie zu einer Gestalt, wodurch dann seine Menschen oft etwas Unwirkliches und Konstruiertes erhalten. Sie werden einseitig überspannte, einseitig gesehene und gedeutete Menschen. Fällt das schon bei der rein künstlerischen Betrachtung der Frenssenschen Werke belastend ins Gewicht, so führt es bei der ethischen Fragestellung leicht zu Fehldeutungen und falschen Urteilen. Menschen, deren Natur Faulheit oder Eitelkeit ist, gibt es eben in dieser Eindeutigkeit und Ausschließlichkeit nicht, die Natur eines Menschen erschöpft sich nicht in einer einzigen Eigenschaft, und damit enthält die Problemstellung hier eine falsche Voraussetzung. Immerhin wäre festzustellen, daß diese Schäfer sicher rückhaltlos und hemmungslos ihrer menschlichen Natur nachgegeben und vertraut haben und so bis zu einem Punkt gekommen sind, wo man ihre Natur als Krankheit bezeichnen muß.

So erklären sich auch die auffallend vielen Selbstmorde in Frenssens Romanen. Es sind Menschen, deren Naturfatalismus ihnen ein Weiterleben unmöglich erscheinen läßt, und die daher freiwillig aus dem Leben gehen: Ottos Mutter, weil sie sich in ihrer Schwermut, die ihre Natur ist, für lebensunfähig hält, Dieter Blank, der eine haltlose Spieler- und Trinkernatur ist, und Mutter Hellebeck, als die Schlechtigkeit ihrer Natur entdeckt wird. Sie alle sind ihrer Natur nach lebensunfähig, und eine Aenderung ihrer Natur erscheint ihnen unmöglich. Bezeichnend für viele dieser Selbstmorde ist, daß sie unter Duldung der anderen geschehen, daß also auch die Dabeistehenden keinen anderen Ausweg wissen. Frenssen sagt einmal über die Entstehung solcher Stellen in seinen Romanen: „Man möchte da gerne helfen; aber man ist machtlos ganz und gar. Man ist ein armseliger Zuschauer" (Grotes Weihnachtsalmanach 1903). So gehen auch alle die anderen, die widerstandslos und blind vertrauend ihrer Natur folgen – Fritz seiner Eitelkeit, Dutti seiner Heuchelei, Onkel Peter seinem bösen Vernichtungstrieb – ohne zurechtweisende Hilfe von anderen ihren

Weg und leiden mit ihrer Nachgiebigkeit gegen die Natur Schiffbruch. Der Natur eines Menschen steht man eben ohnmächtig gegenüber, ein Eingreifen in die Natur ist nach Frenssenscher Ansicht unmöglich. Daß in der menschlichen Natur aufbauende und zerstörende Kräfte nebeneinander vorhanden sind, und daß ohne ordnenden, bessernden Willen, der der Natur übergeordnet und ihr entgegengestellt werden muß, die zerstörenden Kräfte überhand nehmen, scheint mit den angeführten Beispielen zwar genügend bewiesen. An der Gestalt Eilerts werden wir aber im einzelnen sehen, wie Frenssen trotzdem ein Eingreifen in die Natur eines Menschen ablehnt.

Eilert will Mensch sein ... „nichts weiter" (340). In diesem „Nichts weiter" liegt die Beschränkung auf seine Natur, die ihm gemäß, aber auch sein Verhängnis ist. „Er konnte seine Natur nicht bändigen" (414), in der doch seine Gefahr und Not liegt (534). Ja, es erscheint ihm ein Verbrechen, dagegen anzugehen. Auch nach Ottos Meinung darf man ihn nicht tadeln: „Ich habe ihn niemals tadeln können. Nicht mit einem Wort, solange er lebte. Ich habe immer ... das Gefühl gehabt, daß, wer dies sein Wesen verurteilte, seine besten Gaben und Kräfte mittraf" (533). Diese Aeußerung Ottos ist darum besonders wichtig, weil sie uns Frenssens eigene Einstellung zur Natur eines Menschen deutlich zeigt. Es ist nicht etwa nur die Eilerts, die abgelehnt und in ihrer Unmöglichkeit gezeigt werden soll, sondern Otto erklärt sie ebenfalls für Recht und berechtigt und billigt damit sein Verhalten. Er kann eben nicht anders als seine Natur ist. Ueber all dem schwebt das bedrückende Gefühl, „das im Lauf des Lebens immer stärker wird: das der Machtlosigkeit gegen die Natur und ihre unheimlichen, sinnlosen und sittenlosen Kräfte" (620). Dies Bekenntnis, das Otto in Sorge und Verzweiflung um Eilert ausspricht, gibt deutlich das Gefühl der Gebundenheit, Abhängigkeit und Ohnmacht des Menschen wieder.

Hatte schon das Erbe als drohende und unentrinnbare Macht oft die Stelle des S c h i c k s a l s übernommen, so ist hier die Natur an seine Stelle getreten. Bezeichnenderweise heißt es einmal: „Es ist sein Schicksal, daß seine Natur ist, wie sie ist ..." (1074). Wie etwa in der Schicksalstragödie, so haben wir auch hier dieselbe verhängnisvoll-fatalistische Einstellung zum Leben, dasselbe düster ergebene Abhängigkeitsgefühl und dieselbe dumpfe, ohnmächtige Lebensstimmung. In diesem Sinne sagt Hans Hellebeck: „Es gibt heimliche Gewalten, die steigen aus dem Herzen auf und bedrängen den Menschen und wollen ihn bereden. Bei den meisten fallen sie wieder ins Herz zurück, in den Abgrund, der im Herzen liegt, aus dem sie kommen. Aber zuweilen ... bei einigen Menschen ... bleiben sie oben und gehen in die Hände. Wer weiß, woran es liegt, daß sie in dem einen niederfallen und in dem anderen in die Hände gehen? Die Menschen bestrafen sie mit Zuchthaus und Tod. Aber vielleicht sind sie nur von Gott bestimmt, es zu leiden" (860/61).

Neben dieser geradezu quietistischen Einstellung zu Unrecht, Vergehen und Schuld steht Eilerts Forderung: „Ich will wachsen, wie ich gesät bin. Ich will nicht gestört werden" (780). Daß Otto dies mit denselben Worten auch von sich sagt (782), zeigt, daß auch er sich gegen jeden fremden „Einbruch" in die eigene Natur wehrt. Dabei führt dies Verharren und Sichversteifen auf seine

Natur als Ganzes, ohne Wert und Unwert darin zu unterscheiden, notwendig zum Stillstand, weil es den Menschen unverbesserlich und unbelehrbar macht. Jede berechtigte Kritik wird abgelehnt und mit dem Hinweis auf die Unveränderlichkeit, Berechtigung und Heiligkeit der Natur trotzig zurückgewiesen. Bei solcher Einstellung zur menschlichen Natur ist es kein Wunder, daß Otto ratlos und hilflos dabei stehen muß, als „das Dämonische in ihm leise überhand zu nehmen anfing, um dann sein Leben zu vernichten" (1135), und Eilert in sinnloses Trinken und völlig ungeordnetes Leben verfällt: „Bei manchen Menschen hast du wohl das Gefühl, daß du helfen kannst ... wenig oder viel ... und das stärkt dich. Aber bei anderen hast du sogleich das Gefühl: da kannst du nichts, gar nichts tun" (1230). Ohnmächtig ist nicht nur Eilert selbst diesem Zerfall ausgeliefert, auch die Mitmenschen müssen ohnmächtig diese Schicksalserfüllung mit ansehen: „Du hast die Hände im Schoß und mußt es kommen sehen, wie es soll" (12331).

Man könnte nun glauben, daß mit diesem Lebensausgang wie mit den obenerwähnten Selstmorden der allzugroßen Naturgläubigkeit und Naturbegeisterung deutlich das Urteil gesprochen sei, daß sozusagen das Leben Eilerts ein warnendes Beispiel dieser Weltanschauung sei. Allein dazu ist Eilerts Natur, sein Leben, sein Tun und Wollen mit zuviel warmer Anerkennung, mit zuviel duldender Liebe geschildert. Mit derselben bejahenden und gutheißenden Duldung sind alle anderen, die gleich Eilert vorbehaltlos auf ihre Natur bauen und vertrauen, gesehen. Und wenn auch Otto, wie wir noch sehen werden, einen anderen Weg weiß und einschlägt, seine Urteile über Eilert und seine Einstellung zu ihm rücken ihn dieser Naturauffassung ganz nahe. Finden wir doch auch in Ottos Leben deutliche Züge davon, besonders im Verlauf seiner ersten unglücklichen Ehe. Mag man zugeben, daß hier wirklich zwei grundverschiedene Menschen zusammengekommen sind – wobei man Otto dann nicht frei von Schuld sprechen könnte wegen der leichten Art, mit der er diese Ehe eingegangen ist – wie er dann diesen Ehekonflikt behandelt, wie er lässig und untätig alles so gehen läßt, das gibt ihm auf jeden Fall Unrecht und Schuld.

Otto und Gesa werden sich sehr bald der Verschiedenheit ihrer Naturen bewußt: „Die Natur erzeugt zwei verschiedene Arten Menschen, so verschieden unter sich wie der Deutsche vom Brasilianer, oder der Lappländer vom Kongoneger: den Menschen der Technik und den der Phantasie. Ja noch verschiedener!" (788.) Damit stellt Otto den Tatbestand fest. Das Bewußtsein des gegenseitigen Nichtverstehens schafft ihnen große Not, aber jeder Versuch, Brücken zu schlagen zum anderen, sei es durch Aenderung, Ergänzung und Verbesserung des eigenen Wesens, oder durch liebendes Verstehen und Eingehen auf den anderen, wird als Verrat an der Eigennatur, als mangelnde Wahrhaftigkeit angesehen. Auch hier könnte man einwenden, daß es einen Menschen von dieser Einseitigkeit, eine so beschränkte Natur wie Gesa in Wirklichkeit nicht gibt. Aber nicht darauf kommt es an, zu zeigen, daß die Problemstellung hier etwa falsch und unwahr ist, sondern allein darauf, wie das einmal gestellte Problem behandelt und gelöst wird. „Die Naturen sind verschieden" (802), damit ist alles gesagt. Und nicht nur ver-

schieden, sondern fremd und feindlich. „Wir machen den Irrtum, daß wir das, was natürlich ist, auf das Moralische schieben. Daß sie graue Augen und ich blaue habe, daß sie ein Mensch der Augen und Hände, Wellen und Winde ist, und ich ein Mensch der Seelen, ihrer Gründe, Abgründe und Taten, darüber machen wir uns Vorwürfe und belasten unser Gewissen!" (923.) Daß Einseitigkeit immer auch Schwäche ist oder jedenfalls Verengung bedeutet, und die Notwendigkeit, ja die Pflicht der Ergänzung in sich trägt, wird dabei außer acht gelassen. Gesa selbst hält sich für „eine unglückliche Natur", der nicht zu helfen ist, und Otto sagt in demselben Sinne: „Ich weiß ja jetzt, daß niemand ihr helfen konnte . . ." (928). Auch hier also die Hilflosigkeit und Ohnmacht der Natur eines Menschen gegenüber.

Mag diese Einstellung zur menschlichen Natur, dies Gutheißen und Fürheilighalten alles im Menschen Seienden ihre Berechtigung und ihren Wert haben in starken, harmonisch angelegten Naturen. Frenssens Menschen sind aber selten solche glücklich veranlagten, harmonischen Naturen, sondern voll innerer Spannungen und Hemmungen, Widersprüche und Gegensätze. Da aber in der Natur der Menschen gute und böse Kräfte nebeneinander wirksam sind, aufstrebende und erhaltende neben niederziehenden und zerstörenden, muß Frenssens Naturauffassung in allen weniger starken und harmonischen Naturen den zerstörenden, dämonischen Kräften zur Herrschaft verhelfen. Hier ist Frenssens gläubiges Vertrauen zu den Menschen und der Menschennatur, seine optimistische Beurteilung des Menschen von großer Bedeutung. Für ihn gilt mehr: der Mensch *ist* gut, als: er *soll* gut sein. Für ihn steht das Sollen nicht eigentlich im Widerspruch zum Sein. Er glaubt an das Gute, das Vorherrschen des Guten im Menschen, und dieser Glaube läßt ihn das Gute mehr sehen und stärker betonen. Wenn er aber Böses sieht, so ist es Krankheit, Mißbildung und Verkümmerung der Natur.

Ganz ähnlich ist Goethes Auffassung von der menschlichen Natur. Und es ist um so notwendiger, daß wir auf ihn hinweisen, als Frenssen sich hier wie an vielen anderen Stellen seiner Weltanschauung gern auf Goethe beruft. Er ist ein großer Verehrer des Dichters wie des Menschen Goethe, und geht in dieser Wertschätzung so weit, ihn neben Jesus zu stellen, gewissermaßen diesen ergänzend. „Ich wage, wie ihr wißt, diese beiden Heroen des menschlichen Geistes nebeneinander zu stellen — die Menschen zu lehren, die Welt und das Leben mit weiten, reinen Sinnen zu betrachten und den armen Menschen Mut zu allem Guten zu machen" (P. v. P. 205). Wie Adam Barfood sucht sich Frenssen bei schwankendem Urteil vorzustellen, wie wohl Goethe, der „fromme Welt- und Menschheitskünder" geurteilt hätte. Auch Goethes Urteil über die Menschennatur ist getragen von einem starken optimistischen Vertrauen und gütigem Wohlwollen: „Unsere Schuldigkeit ist es, nicht immer wie der Advokat des bösen Geistes nur auf die Blößen und Schwächen unserer Natur zu sehen, sondern eher alle Vollkommenheiten aufzusuchen, wodurch wir die Ansprüche unserer Gottähnlichkeit bestätigen können" (Lehrjahre. W. A. 22, 332). Die Anwendung des Wortes „Natur" auf einen Menschen bedeutet bei Goethe ein hohes Lob, denn er will damit

seine ungebrochene Ganzheit und Ursprünglichkeit, die freie allseitige harmonische Ausbildung seiner ursprünglichen Kräfte und Anlagen kennzeichnen. Daß Goethe aber für sich selbst diese freie, ungehemmte Entwicklung gutheißen, sich so unbedingt und hemmungslos von seiner natürlichen Veranlagung führen lassen und auf sie beschränken konnte, verdankt er dem einzigartigen Reichtum seiner Anlagen, die so harmonisch und von so edler Gesundheit waren, daß alles Vornehme, Tüchtige, Gute, alle Sittlichkeit ihm als das Natürliche erschienen. So konnte er an Lavater schreiben (1776): „Alle deine Ideale sollen mich nicht irreführen, wahr zu sein und gut und böse wie die Natur." Neben der Betonung der frei und schön sich selbst entfaltenden Natur Goethes darf man aber nicht vergessen, mit welcher Gewissenhaftigkeit und welch strengem Ernst Goethe an sich und seiner Vollendung gearbeitet hat. Man denke an Goethes Wort zu Eckermann: „Wollte ich mich ungehindert gehen lassen, so läge es wohl an mir, mich selbst und meine Umgebung zugrunde zu richten." Diese und viele ähnlichen Worte Goethes zeigen, wie frei er von jedem lässigen Gutheißen alles Seienden und wie streng und hart er in der Arbeit an seiner Vervollkommnung war. „Möge die Idee des Reinen ... immer lichter in mir werden!" (Tagebuch, 7. 8. 79.) „Ich fliehe das Unreine" (Brief an Charlotte von Stein, 9. 9. 80).

Wie stark heben sich solche Worte gegen die Frenssens ab, wenn er von den positiven und negativen Begabungen des Charakters spricht und schließt: „Und so soll man sich zu seinem Charakter stellen. Nicht so, daß man nur das rein Weiße erstreben will. Auch die hemmenden Gewalten, die dunklen Kräfte, haben ihre gute Wirkung für das Gesamte des Baumes, also auch auf die guten Gewalten und Kräfte in ihm. Man denke sich Luther ohne seinen Jähzorn, Goethe ohne seine Frauenwirren, Bismarck ohne seinen dunklen Zorn und Haß" (Gr. 232). Gewiß haben die dunklen Kräfte ihre gute Wirkung, aber doch nur so, daß sie die guten Kräfte herausrufen und nötig machen. Gibt man das Streben nach dem „rein Weißen" auf, die „Idee des Reinen", so werden die dunklen Kräfte auch keine gute Wirkung mehr ausüben können. Das Dunkle als selbst erstrebens- oder nur erhaltenswert hinstellen ist sinnlos. Hier wird das nachträgliche Sichabfinden mit dem Bösen, weil es auch gute Wirkung ausgeübt hat, zu einem Gutheißen vorweg, das diese Wirkung ausschließt. Auch diese Ueberspitzung des Gedankens von der Berechtigung und dem Sinn des Bösen ist für Frenssens Einstellung zur menschlichen Natur von wesentlicher Bedeutung.

Zwar ist im „Otto Babendiek" Frenssens Ueberzeugung von der Güte der Menschennatur einer mehr kritischen, nüchternen Weltansicht gewichen. Er spricht hier von Menschen, die „von Natur hemmungslos böse sind" (1072), ja er begegnet dem Einwurf, daß es „Menschen von so einseitig bösem Willen" wie Onkel Peter nicht gebe, damit: Ich rufe alle die, alle, die lange genug gelebt, zu Zeugen auf, ob sie nicht Menschen erlebt haben, die deutlich verrieten, ja fast frech zeigten, daß sie Freude am Unglück und Bösen hatten! Ah, ich bitte auch jeden, nicht allein seine guten Gedanken und seine Aeußerungen freundlichen Benehmens, sondern auch seine dunkelsten und schwärzesten Wünsche und Gedankenzuckungen zu

erwägen, zu erkennen und zu bekennen!" (164.) Aber trotz solcher kritischen und mißtrauischen Menschenbeurteilung, trotz der Erkenntnis der guten und schlechten Kräfte in der Natur des Menschen kommt es aus dem oben angeführten Grunde zu keiner klaren Entscheidung für das Gute und ebensowenig zu einer harten Wendung gegen das Schlechte in der menschlichen Natur. Die schlechten und herabziehenden Kräfte aber sind es, die das sittliche Handeln der Menschen bedrohen, beeinträchtigen und zum Teil unmöglich machen. So würde die Nachgiebigkeit der Frenssenschen Menschen zur Schuld, wenn nicht eben die Verantwortung der Natur und ihren wirkenden und zwingenden Kräften zugeschrieben würde. Obwohl auch Otto stark zu dieser Naturauffassung hinneigt und der Natur weitgehende Bestimmung des menschlichen Handelns zuspricht, ringt er allein sich durch zu verantwortungsbewußter, eigener Willensentscheidung.

c) Umwelteinflüsse.

Eine weitere, das Handeln der Menschen beeinflussende und entscheidend bestimmende Macht ist die Umwelt. Ihre Wirkung ist in zweierlei Hinsicht zu beobachten, einmal, insoweit sie die Natur der Menschen mitschafft und bildet, dann, insofern sie ihr hemmend und störend entgegentritt. Wir fragen hier nach der Abhängigkeit des Menschen von der Heimaterde und Heimatkultur, von Natur und Kultur überhaupt und ganz allgemein von seinen Mitmenschen. Die Hemmungen und Spannungen, die die Frenssenschen Menschen als schwere Erbanlagen oder durch eine unglückliche Natur auf den Lebensweg mitbekommen, werden durch diese Umwelt, besonders auch kulturelle Einflüsse teils mit hervorgerufen, teils vermehrt und vertieft. Dadurch wird auch die Umwelt verantwortlich für das Ergehen und Handeln der Menschen.

Fast alle Frenssenschen Menschen tragen das Merkmal ihrer Herkunft aus Rasse und Natur ihrer Heimat an sich. Viel hat auch Otto von der Natur seines Landes, gewissermaßen als das Erbe der Umwelt erhalten. Wenn auch das Erdgewachsene bei ihm nicht so eingehend dargestellt ist wie etwa bei Jörn Uhl, so hat doch die heimatliche Erde auch ihm seinen deutlichen Stempel aufgedrückt. Er ist in Stormfeld, wo er sich „kaum eines Tages erinnert, der ohne Wind gewesen wäre" (1), geboren auf kargem, baumlosen Land, das ebenso sonnenarm wie reich an Nebel, Regen und Stürmen ist, und früh ging sein Blick auf die weite, graue, endlose Fläche des Meeres. Dieses Leben, ein „Kampf mit Wind und Wetter, See und Wolken, Menschen und Geistern" (475), macht ernst und schwer. Daher auch die vielen Selbstmorde an der Nordseeküste. Diese Heimat – Frenssen hat sie in anderen Romanen anschaulicher und mehr im Zusammenhang dargestellt – hat die Rasse der Niedersachsen gestaltet und geformt, und auch Otto ihr Zeichen aufgeprägt. Mit diesen Nordseemenschen hat er gemeinsam die Scheu und Schwerfälligkeit, das sorgenbedrückte, verschlossene Wesen, das späte und langsame Reifen, das mühsame und wortkarge Menschentum. Frenssen sagt einmal von diesem Heimaterbe: „Nachdem ich in den ‚Drei Getreuen' den Träumer, in ‚Jörn Uhl' den dumpf Tätigen, in ‚Hilligenlei' den Grübler dargestellt, wollte ich nun in der vierten Erzählung den Hellen, Tüchtigen,

Blutvollen bringen. Denn diese vier Menschentypen (er bezeichnet sie als „die sämtlichen Typen von niedersächsischem Blut") mit all ihrem Drum und Dran waren gewissermaßen mein Erbgut, mein Heimatgut" (M. u. M. 305).

Entscheidend und richtunggebend sind weiter die Eindrücke und Erlebnisse der Jugend: „Die Jugend gibt dem ganzen Leben sein Zeichen" (929). Oder: „Jeder Mensch, auch der stärkste, zehrt und lebt zeitlebens von seiner Jugend" (1237). Und über diese, das ganze Leben entscheidende und bestimmende Kindheit sagt Otto: „Ich bin schwer geschlagen worden, bis zur geistigen Betäubung und Verwirrung, durch die Geschicke meiner Kindheit" (704). Dies Schicksal, das Frenssen immer wieder als ein Haupthemmnis der Entwicklung hinstellt, ist das Herausgerissenwerden aus Elternhaus und Heimat, zumal im frühen Alter, und das Verpflanztwerden in fremden Boden und Kultur. Wenn Otto als ein Kind, das sich stark und eng mit Elternhaus, Heimatboden und Dorfkultur verbunden fühlt, schon mit zehn Jahren dies wohltätige Verbundensein lösen muß, so wird er damit Widerständen und kulturellen Spannungen ausgesetzt, die seine Entwicklung hemmen, eine dauernde Gefahr für ihn bedeuten und schwere Störungen zur Folge haben. Ein großer Teil seiner Lebensnot rührt daher, daß seine Natur sich nicht ruhig, ungestört bilden konnte, sondern unfertig den Einflüssen und Widerständen einer fremden Umgebung ausgesetzt wird. Dem menschenfeindlichen Oheim ist seine an sich scheue und furchtsame Natur nicht gewachsen. Im ungefestigten Alter soll er sich mit einer ihm ganz wesensfremden, noch dazu feindlichen Umwelt auseinandersetzen, und dabei leiden seine angeborene Eigenart und seine eigentümlichen Anlagen schwersten Schaden.

Mit der Uebersiedlung zu seinem Onkel beginnt auch Ottos eigentlicher Bildungsgang. Er muß das freie, trauliche Dorfleben mit den bedrückend schmalen und engen Gassen der Stadt vertauschen, die Dorfschule voll ungezwungenen Lebens mit der Lateinschule, wo ihn feindliche Lehrer einschüchtern, verstören und ängstigen. Fühlte er sich dort mit seiner Umwelt verbunden, von ihr gefördert und getragen, so klafft hier zwischen ihm und seiner Umwelt ein Abgrund. In dem fremden, ihm nicht gemäßen Boden kann er nicht seine Eigenart zeigen, kann auch nicht wie die anderen sein. Als Dorfkind fühlt er sich den Bürgerkindern nicht ebenbürtig und hält sich daher für geringer als sie. Quälende Standesunterschiede werden auch durch den Standesdünkel der Kleinstadt und den wirtschaftlichen Druck des Dorfkindes verursacht. Die Mittagstische in verschiedenen fremden Häusern werden ein Grund seiner Verzagtheit und Verwirrung. Hier wird der Keim gelegt zu seiner lebenhemmenden Unsicherheit und zu dauernder Lebensangst. Unsicher und schwerfällig ist sein Verhalten in der Tanzstunde oder bei der Festeinladung im Hause Mumm: „Meine dörfliche Schwerfälligkeit und die Begebenheiten, die hinter mir lagen, machten es mir unmöglich, auch nur zu lächeln" (367).

In der ihm nicht gemäßen Umgebung kommt er auch zu einer völlig falschen Ueberbewertung alles dessen, was er entbehrt, des Vornehmen, Gewandten, Lebenssicheren. In solcher schwankenden Unsicherheit bleibt er weit über seine Jugend hinaus abhängig vom Urteil und dem Einfluß der

Umwelt. An sich schwerfällig und langsam in der Entwicklung, braucht er lange Jahre, um diese Einwirkungen von außen zu verarbeiten und abzuwehren, sie auszuscheiden und damit zu seinem eigenen Selbst zu finden. Ursprünglich zu entschuldigen mit seinem harten Schicksal, wird sein Verhalten im reiferen Alter mehr und mehr zur Schuld. Die Passivität, die er der Umwelt entgegensetzt, macht eben auch schuldig und kann im Mannesalter nicht so entschuldigt werden, wie Tante Lene es tut: „Diese Jahre sind in deinem Leben deine schöpferische Pause. Also warte und sei still!" (1130). Es liegt doch etwas Fatalistisches darin, wenn er alles mit sich geschehen läßt, ohne selbständige, bewußte Gegenwirkung. Immer ist er in Gefahr, sich an die Menschen seiner Umgebung zu verlieren, durch Uebernahme ihrer Meinungen und ihrer Wertbildung, und durch blinde Verehrung seinen eigenen Standpunkt aufzugeben. Als er durch seine Romane berühmt geworden ist und von Bittstellern bedrängt wird, ist er wieder in einer neuen Gefahr des Sichselbstverlierens: „Ich war von den Menschen aufgestöbert und entdeckt; und ich wurde nun von ihuen bedrängt, bestürmt, angeschrien und angefordert.... am schlimmsten waren die, welche persönlich oder brieflich geistige Hilfe haben wollten" (873/75). Oder: „Die Menschen bedrängen mich, ich müßte mit ihnen in Gesellschaft oder auf Reisen kommen!" (919). Alle diese Zumutungen werden seiner Natur zur Gefahr. So hat er auch wohl viele Anforderungen der bürgerlichen Sitte, als gegen seine Natur anstürmend, als ihm nicht gemäß empfunden.

Daß aber diese Umwelt für ihn eine Gefahr ist, dafür beschuldigt er zuletzt ganz mit Recht seine eigene Unklarheit und Unselbständigkeit. Schon in der Schulzeit hatte er einmal das Unabhängigwerden, das Erwachen zum Selbstbewußtsein erlebt. Das war, als er die „Leuchte" der Klasse, einen von ihm kritiklos verehrten Musterschüler, durch zähen Fleiß und eigene Anstrengung entthronte. Durch einen Willensakt befreite er sich damals von seinem Unterlegenheitsgefühl und schaffte sich dadurch Selbständigkeit und Freiheit. Er mußte zu seinem eigenen Wertgefühl erst finden. Später schreibt er: „Das Verkehrte in meiner Natur ist, mit einem Wort, daß ich zu viel betreibe. Ich bin ein Mensch der langsamen Reife. ... Ich verleihe und verschenke auf Stunden, auf Tage meine Seele. Ich wußte noch nicht, daß meiner Natur eines gemäß war: unter vier Augen langsame Reden, lächelnde und schwere Bekenntnisse" (920). Für solche Naturen ist die Welt, das Aufgehen und Sichverlieren in der Umwelt die größte Gefahr. Sie brauchen Ruhe, Einsamkeit, stilles Reifen: „Zuletzt erkenne ich, daß meine Seele, wie jede, durchaus eine eigene ist, und lege und lasse still beiseite, was ihr widerstrebt oder was ihr nicht ansteht" (920). Aehnlich bei der Rückkehr aus dem Kriege, wo er sich als den „Heimatlichen, Seßhaften", als den „Stillen, zur Einsamkeit Geborenen" erkennt.

Daß mit dem allen Frenssens eigener Lebensgang und seine Ansichten darüber dargestellt sind, wollen wir durch einige direkte Lebensmitteilungen belegen. Ueber die Gefahren, die gerade seiner Natur aus der Umwelt drohten,

schreibt er: „Die Hälfte meiner Lebenskraft habe ich dazu verbraucht, die Anstürme anderer Menschen gegen mich und mein Leben abzuweisen" (Gr. 345). Daß Frenssen die gewaltsame Verpflanzung in fremdes Erdreich, in die Stadtkultur und in die Lateinschule, seinen Gang durch Lateinschule und Universität als Irrweg durch ödes, unfruchtbares Land ansieht, voll hemmender Beschränkungen und gefährlicher Fremdheit, davon gibt sein Lebensbericht beredten Ausdruck: „Von dieser Zeit an bin ich dreizehn Jahre lang mit meinem Körper und einer geringen Geistesgabe, nämlich dem Gedächtnis, in der Lateinschule gewesen und dann auf der Universität; aber mit meiner Phantasie, Sehnsucht, Liebe, mit allem Besonderen, Wertvollen meines Wesens bin ich weiter in der Heimat und in ihrer geistigen Kultur geblieben, in der niedersächsischen Kultur der Bauernvorfahren und habe, nachdem die dreizehn Jahre um waren, allmählich, ganz allmählich den Weg zu ihr zurückgefunden; und bin erst danach — nach diesem ungeheuren Umweg — in eine volle, ruhige Weiterentwicklung eingetreten" (Gr. 169). Eine solche Eigenbildung in der ihm gemäßen Umgebung, der Dorfkultur, hätte aber jene notwendige Auseinandersetzung Frenssens mit der Allgemeinheit, mit dem allgemeinen, objektiven Kulturgute seines Volkes ausgeschlossen. Wie ja ganz allgemein eine solche willkürliche Beschränkung des einzelnen auf sein natürliches Bildungsgut zweifellos eine Verengung der Bildung bedeuten würde. Störend und zerstörend empfand Frenssen die Stadtkultur, die erlernte Lateinbildung und auch das kirchliche Christentum, und stellte dem gegenüber allein die Heimatbildung, die altgermanische Bildung: „... die Gelehrten saßen mitten in der lateinischen Bildung, die ich als etwas Fremdes von mir wies." „Ich stieß auch die jetzige bürgerlich gelehrte Bildung weg, die auf jenen Literaturen beruhte. Ich meinte, wir könnten endlich auf eigenen Füßen stehen. Da, im Heimatdorf, im Elternhaus und in der Dorfstraße war nicht allein die Seele, nein auch der Geist zu Hause ... da war das Feld der von den Vorfahren übernommenen edlen Welt- und Menschenbildung, und meine Liebe und meine Augen, meine ganze Begabung" (Gr. 174).

Man muß zugeben, daß in Frenssen diese kulturellen Gegensätze unheilvolle Spannungen und Mißbildungen verursacht haben. Es hat ihm schwere Kämpfe und weite Umwege gekostet, bis er diese Gegensätze in sich vereinigt und verbunden, das Artfremde und Lebenhemmende ausgeschieden und seine Eigenart gefunden hatte. Aber wer möchte behaupten, daß er seine Eigenart, die sich keineswegs in Widerspruch und Verneinung erschöpft, sondern eben in der Mischung und Vereinigung des Gegensätzlichen besteht, auch auf anderem Wege gefunden hätte? Frenssen mußte diesen Weg gehen, um das zu werden, was er heute ist. Damit wird aber dieser Weg zum Wert an sich, auch für sein Leben. Allein aus seiner Natur hätte er diese Kräfte nicht gezogen, er brauchte Widerstand, brauchte Ergänzung und Erweiterung. Wollte sich Frenssen nicht begnügen, einer der vielen kleinen Heimatdichter zu werden, sondern ein Dichter des deutschen Volkes, so mußte er vom Kulturgute des ganzen deutschen Volkes, ja der ganzen Menschheit in sich aufnehmen. Daher erscheint uns auch in diesem Punkte die Anklage gegen die Umwelt

unberechtigt. Kommt es doch im letzten Grunde immer nur darauf an, was der einzelne seinem Schicksal entgegenstellt und aus ihm zu machen imstande ist.

Auch diese störenden Einflüsse der Umwelt, ungemäße Erziehung und artfremde Umgebung nehmen bei Frenssen dem Menschen ein gut Teil seiner Verantwortung ab und lassen ihn als Objekt erscheinen, anstatt als handelndes, freies Subjekt. Man hat oft den Eindruck, daß bei ihm die Bedingungen des Lebens den Menschen machen, anstatt umgekehrt. Nach den bisherigen Feststellungen scheinen die Frenssenschen Gestalten nur zu oft wehrlos-willenlose Produkte aus Erbe und Umwelt, Schicksal und Natur. Mit dieser Abhängigkeit befinden wir uns ganz im Bannkreis des Naturalismus, der ja auch mit den Lehren der Vererbung und von der Uebermacht der Umwelt den Freiheitsanspruch der Menschen unterdrückte und ihn als in hundert Abhängigkeiten verstrickt darstellte. Es ist gleichsam Frenssens Tribut an den Naturalismus, in dessen Blütezeit seine eigenen Anfänge zurückgreifen und aus dem ja die Heimatkunst eigentlich herausgewachsen ist. Kein Wunder, daß ein Hauptvertreter der Heimatkunst die typischen Merkmale naturalistischer Weltanschauung noch an sich hat. Daß aber Frenssen mehr als das hat, daß er nicht nur ein aus dem Naturalismus herausgewachsener Heimatdichter ist, daß sein Wesen und seine Bedeutung damit nicht erschöpft, ja, noch gar nicht getroffen sind, das werden wir im folgenden sehen. Alle unsere bisherigen Untersuchungen führten immer auf die eine Frage: Wie steht es bei den Frenssenschen Menschen mit dem Willen?

d) Wille, Schuld, Verantwortung.

Wie durch die Betonung von Erbe und Natur eines Menschen bei Frenssen oft das Leben als etwas Gegebenes, Unveränderliches erscheint, die Lebensgestaltung als eindeutig bestimmt und festgelegt, so haben wir auch die Umwelt als etwas ihn stark Beeinflussendes und entscheidend Bestimmendes kennen gelernt. Allen diesen Mächten gegenüber war ein vorwiegend passives Verhalten der Gestalten in Frenssens Romanen unverkennbar. Es geschieht unter dem Walten jener Mächte etwas mit den Menschen, ohne daß sie selbständig handelnd eingreifen können. Solange ist aber der Mensch nur als Objekt, an dem sich etwas auswirkt, gesehen, es fehlt ihm der Subjektcharakter, das bestimmende Ich der Persönlichkeit. Erst mit dem aktiven, selbständigen, bewußten Eingreifen des Menschen, mit dem Willen zum Widerstand, zur regelnden, bessernden Selbsterziehung ist eine Voraussetzung der sittlichen Freiheit gegeben, und damit die freie Entscheidung, die Selbstbestimmung und Eigenverantwortlichkeit.

Meist sehr spät kommen die Frenssenschen Menschen zu dieser aktiven, bewußten Betätigung des W i l l e n s. Man denke nur an „Hilligenlei", das eigentlich mit dem Erwachen des Helden zu solchem tätigen Eigenwillen schließt. Sehr selten hört man auch das Wort Wille in ihrem Munde und wenn, dann erst in reifem Alter. Bezeichnend dafür ist, daß Otto ziemlich am Ende des „Otto Babendiek" von seinem Willen sagt, daß er „immer noch unklar und planlos" sei (1235). Das hängt einerseits mit dem langsamen, schweren Reifen dieser Menschen an der Nordseeküste zusammen — sie brauchen

eben lange Zeit für ihre Entwicklung und bleiben lange passiv und rezeptiv –, dann aber überhaupt mit der Art ihres Willens. Frenssen faßt den Willen nicht als klarbewußten, aussprechbaren, auf ein bestimmtes Ziel gerichteten, sondern vielmehr als einen dumpfen, mehr triebhaften: „Mein Wille geht durchaus auf das Leben selbst, das zwecklos ist; jedenfalls ohne gewollten, dem Willen abgerungenen Zweck" (933). Solchen dumpfen Lebenswillen hat etwa Jörn Uhl in seinem zähen Durchhalten und Durchringen, und viele andere Gestalten Frenssens haben einen starken Willen dieser Art. Daß auch Otto bei all seinen Abhängigkeitsgefühlen willensmäßiges Handeln kennt, daß er bei seiner stark passiven Einstellung zum Leben doch zu aktivem Eingreifen kommt, werden wir im folgenden sehen.

Schon in der Schule zeigt Otto große Arbeitsenergie: „Ich arbeite gewaltig, bis in die späte Nacht hinein" (493) und überwindet damit sein unseliges Schwächegefühl und die Gefahren, die ihm daraus von seiten der Mitschüler drohen. Bei der Besprechung des Erbes konnten wir abschließen mit dem Hinweis auf Ottos erfolgreichen Widerstand gegen die darin liegenden niederziehenden Kräfte: „Allein in meiner Stube kam dann die Schwermut meiner Mutter über mich, gegen die ich einen harten Kampf ausfechten mußte" (1135). Zwar leidet er unter seinem Erbe, es bedroht und beängstigt ihn, aber er wehrt sich dagegen und kämpft es nieder. Gegen alle Ansprüche und Zumutungen der Umwelt wehrt er sich mit den Worten: „Wenn ich nur jeden zehnten Wunsch hätte erfüllen wollen, hätte ich mein eigen Feld verunkrauten lassen müssen, zumal meine Erde sehr fest war . . . (876). Das Bild vom Unkraut in seinem Feld spricht deutlich vom Bewußtsein der Fehler seiner Natur und der Notwendigkeit der harten Arbeit an ihnen. „Ich habe bei Gott keine Zeit für andere Leute! Ich habe dies schwere Feld, und habe dies schwere, langsame Gespann zu bedienen und zu sehen, was ich zustande bringe!" (876.) Wenn Otto hier jede Hilfeleistung für andere ablehnt, mit solcher Schärfe ablehnt, so geschieht das aus der Erkenntnis einer großen Gefahr, die ihm wie den meisten Frenssenschen Gestalten aus einer eigenartigen Ausprägung ihres Willens droht. Ihr Wille ist ein ausgesprochen sozialer Wille, ein Helferwille, und über diesem Helfenwollen sind sie oft in Gefahr, ihren Eigenwillen zurückzustellen und ihre eigenen Angelegenheiten zu vernachlässigen. Diese Art der Willensrichtung auf andere, auf fremde Not, läßt oft das „eigene Feld verunkrauten" und erweckt den Anschein der Willensschwäche. Ihr Wille wächst aus Barmherzigkeit, aus warmer Anteilnahme – „Trägheit des Herzens" ist für Adam Barfood die größte Sünde –, er drängt zur Betätigung, wo immer er Schlechtes, Lebenhemmendes und Gefährdendes sieht. Mit Zorn wendet Otto sich gegen ein Abseitsstehen und müßiges Zuschauen. Der Wille ist bei Frenssen selten Ausfluß ehrgeizigen Machtstrebens, sondern meist der religiös begründete Helferwille. Sein Tatendrang geht nicht auf ein Sichdurchsetzen, sondern auf Helfen.

Otto wehrt sich gegen die Verzweiflung und Mutlosigkeit, die ihm aus seiner Notlage erwachsen, und erkennt die Möglichkeit, ja sogar die Notwendigkeit selbständigen Handelns: „Wie wertvoll ist Not oder doch Be-

schränkung in jungen Jahren! Wie macht sie das Gemüt tief, das Erkennen vielseitiger und schärfer, den Willen straffer und stärker! Da ich mit drängender Not im Herzen einen Ausweg suchte, erkannte ich ..., daß ich meinen Lebensweg wohl ändern könnte, vielleicht gar müßte" (604). Hier ist nicht nur von keiner Schädigung durch beschränkte Verhältnisse die Rede, sondern geradezu von ihrem Wert für die Entwicklung des jungen Menschen. Es ist mit all dem, wie wenn wir eine andere Seite der Frenssenschen Weltanschauung aufgeschlagen hätten, auf der überwunden wird, was vorher für unüberwindlich galt, auf der widerstanden wird da, wo ein Widerstand für unmöglich, ja gefährlich gehalten wurde, wo bejaht und gutgeheißen wird, was vorher Gegenstand der Klage und Anklage war. Und doch wird nicht aufgehoben und endgültig überwunden, was wir vorher festgestellt haben. Es bleibt in der ganzen Schwere und gefährlichen Macht bestehen, steht aber sozusagen auf der anderen Seite seiner Weltansicht. Von hier aus gesehen, weiß Otto, daß seiner schwachen Natur Stürme not tun, damit sie hart und lebensfähig werde: „Meine Natur verlangte ... Stürme, obgleich sie nicht hart war und sich bangte in Stürmen. Aber sie verlangte wohl danach" (576). Hier rechnet er nicht mit der Schwäche seiner Natur, hier weiß er nichts von Nachgiebigkeit. Hier sucht die Natur geradezu Widerstand, um zu wachsen und sich zu kräftigen.

Otto wendet sich auch gegen „das Verkehrte" in seiner Natur, leugnet nicht die Schwächen und Bedenklichkeiten seines Charakters und betont sogar den Wert der bürgerlichen Sitte und Ordnung: „... ich kenne die Gefahren meiner Natur! Ich bin ein Unruhiger, Ungeordneter, Abenteuernder. Darum verehre und suche ich Ruhe, stetige Liebe, Ordnung, Fürsorge, Tagewerk nach Tagewerk und Sonntage in schönem Frieden. Ich suche das Langsame, Maßvolle und Formschöne, das Göttliche" (1255). Für ihn ist also die Natur nicht ein Begrenztes, Abgeschlossenes, Fertiges, sondern zu bessern, zu erweitern, zu ergänzen. Hier spricht sich Frenssens Kompensationswille aus, jener Wille, der ergänzen und hinzufügen will, der aus Schwäche Kraft werden läßt. Damit ist aller Naturseligkeit abgesagt, allem Sichabfinden mit Gegebenheiten, allem Soseinlassen. Auch Otto würde wie Eilert ein lebensunfähiger Mensch sein und bleiben, wenn er blind auf seine Natur baute und vertraute. Aber er besitzt diesen starken, freimachenden Widerstandswillen gegen die herabziehenden, zerstörenden Kräfte seiner eigenen Natur und der Umwelt. Er kennt das bewußte Anderswollen, als Natur und Umwelt, Schicksal und Erbe ihm vorschreiben wollen, er kennt den Wert des Willens, der ihm Fehlendes, Wertvolles hinzuerwirbt, das Schlechte unterdrückt und allem Schädlichen widersteht.

Scharf grenzt er sich mit dieser Auffassung von Eilert ab, wenn dieser sich auf das Dämonische in seiner Natur beruft, und erwidert ihm: „Aber die Dämonen sind dazu da, daß man sie unter die Füße bekommt. Ich glaube, das ist die Hauptaufgabe, ja überhaupt die Aufgabe des menschlichen Lebens und Geistes" (1166). Das Vorbeigehen an dieser Aufgabe erkennt Otto als S c h u l d und kommt so auch zu einem Schuldbekenntnis Gesa gegenüber in seinem letzten Urteil über ihre Ehe: daß sie beide „unbürgerliche,

spielige, unvernünftige, dämonische Naturen waren, jeder von seiner Leidenschaft auf seinen Weg gezogen ..." (936). Das lässige Gehenlassen und untätige Zusehen sieht er jetzt für Schuld an: „Ich bin nicht ohne Schuld. Statt ihr von vierzehn Tagen drei zu widmen, hätte ich sie, wenn auch mit einiger Härte, zu mir ziehen, an mir festhalten, und ihr von jedem Tag ... ein Viertel geben sollen" (970). Auch früher hat er sich bisweilen Vorwürfe gemacht, daß er ihr nicht zu helfen versuchte. Er ermahnte sie an Pflichten, aber alle diese Versuche waren überschattet von dem müden, entsagenden Verzichten, das sich in den Worten ausspricht: „Wenn man jung ist, meint man noch, man könne einen Menschen bekehren, könne ihn aus seinem Blut und Wesen herausheben und in ein anderes Wesen versetzen, das sein besseres Glück wäre" (783). Die Stellen sind nicht häufig, wo er von Schuld spricht, und neben ihnen stehen Ablehnungen des Schuldbegriffs wie folgende: „Ich glaube, daß die Schöpfung ..., daß die ewigen Mächte, welche die Welt bewegen, den Begriff von Schuld und Schuldlos nicht haben, sondern eher den Begriff von Rechtweg und Irrweg" (1040). Frenssen weicht gern einem Schuldbekenntnis aus. Wie der Pastor von Poggsee, von dem es heißt: „Er hat immer gleich ein gutes Gewissen", so sagt auch Frenssen von sich, er habe „kein Gefühl der Schuld" (Gr. 308).

Auch hier haben wir das Zwiespältige in Frenssens Anschauungen, das auf einem Nebeneinander verschiedener Einstellungen zur Natur, verschiedener Wertungen beruht. Es ringen in seiner Weltanschauung die oben dargestellten, naturalistischen Züge seines Weltbildes, die dieses stark durchziehen, mit der religiösen Grundlage und Grundüberzeugung seiner Weltansicht. Dieses Ringen nimmt seiner Weltanschauung die Einheitlichkeit und Geschlossenheit. Um alle Folgeerscheinungen und Auswirkungen, die Frenssens Grundanschauung von Welt und Leben hat, verstehen und würdigen zu können, werden wir sein Weltbild in seiner Gesamtheit darstellen müssen. Erst die Darstellung von Frenssens religiösem Weltbild, wie wir sie im Laufe der Untersuchung zu geben versuchen, wird in ganzer Tiefe und Deutlichkeit den Zwiespalt in Frenssens Urteilen aufzeigen und erklären.

Ottos Verantwortungsgefühl spricht sich auch in den bitteren Vorwürfen wegen der nutzlos vergeudeten Stunden in einer übermütigen Literatengesellschaft aus: „Zuviel Zeitverlust! Es zerüttete mir die frischen, heiligen Morgenstunden und es verschüttete das stille Horchen auf die Seele des einzelnen!" „Der ganze Arbeitstag war verloren" (897). Aus demselben großen Verantwortungsgefühl als Schriftsteller sagt er: „Ich wäre bei meiner etwas zarten und scheuen Natur glücklicher, wenn ich etwa ein stiller, treusorgender Dorflehrer oder Pfarrer geworden wäre, ohne die Aengste der Verantwortung vor jedem der Millionen Leser" (1272). Auch bei Otto gehen also sittliche Freiheit und Erkenntnis vom Wert des Willens Hand in Hand mit einem zarten Gewissen, mit Schuldgefühl und dem Bewußtsein der Verantwortung für Charakterbildung und Lebensgestaltung. Und doch fehlt auch bei Otto das klare, eindeutige Handeln, es fehlt vor allem das einheitliche Urteil. Trotz seiner deutlich erkennbaren Wendung zur willensmäßigen, bewußten Lebensgestaltung er-

geben sich in seinem Handeln und Urteilen manche Widersprüche aus dem, was wir oben als naturalistische Einflüsse herausgestellt haben. Wenn wir vollends unseren Blick auf den ganzen Roman mit seiner Fülle von Gestalten richten, wenn wir Ottos Leben in diesen Gesamtzusammenhang stellen und dann abwägen, so erhalten wir erst recht einen zwiespältigen Eindruck. Den letzten Grund dieses Zwiespalts, das Schillernde, eigentümlich Gebrochene im Frenssenschen Urteil werden wir freilich erst in Frenssens religiösen Anschauungen finden.

Einige Aussagen Frenssens mögen das Gesagte ergänzen. Gegen den Vorwurf, daß er in der Darstellung seiner Menschen diesen keine Willensfreiheit lasse, verteidigt er sich in einer seiner Aufzeichnungen: „Ich bin durchaus nicht der Meinung, daß dem Menschen sein Schicksal bestimmt ist, sondern ich meine – daß der Mensch frei sei, freilich in der Art, daß der eine nach seiner Natur schwerere Füße und schwierigeres Tagewerk und Aufgabe habe, der andere alles leichter habe. – Man muß es lassen, über seine Natur zu grübeln und Beschwerden gegen die Gottnatur abzufassen" (Gr. 74). Den Weg, wie die Menschen zur Freiheit kommen und sich von den in ihrer Natur steckenden „tierischen Urinstinkten, Aengsten, Träumen, Grausamkeiten und Wildheiten" freimachen können, bezeichnet er folgendermaßen: „Durch jede gute Tat, jede Uebung im Guten, jedes Gute, das wir hören oder lesen, erhöhen wir uns, reinigen wir uns, kommen wir Gott näher" (M. u. M. 181). Von seinem Kompensationswillen, dem Trotzdem, das aus Lebensnot und -sorge gute Wirkung schafft, sagt er: Gerade weil die Welt hier so neblig ist, und gerade weil ich mich so sehr um Lebensmut bemühen muß, gerade weil ich so oft wanken will, steile ich mich, halte die Fahne hoch und singe heller, glaube an die Entwicklung alles Lebens und an die Wiederbringung aller Dinge" (M. u. M. 39). In diesen und vielen anderen Aeußerungen ist der Gedanke, daß man der Natur im allgemeinen und seiner eigenen Natur nicht in die Arme fallen, sie nicht beschränken und hemmen dürfe, ganz aufgegeben. Frenssen spricht hier geradezu von dem Wert der Beschränkung und dem Wert des daraus erwachsenden Willens: „Nur aus gequältem, mühsamem Boden und sehnsüchtigem Willen wachsen rundum im Weltall die Sterne; auf diesem Stern Erde Völker, Helden, große Künstler" (M. u. M. 176). Von hier aus ist eine Klage über die Entwicklungsnöte, ein Abwälzen der Schuld nicht mehr möglich, sondern alle Schuld für das Versagen des einzelnen fällt ihm allein zu. Daß aber Frenssen daneben reich an Klagen und Anklagen und gerne bereit zu Entschuldigungen und zur Zubilligung mildernder Umstände ist, zeigt zur Genüge, daß die Einheitlichkeit des Urteils fehlt, daß die völlige Ueberwindung des Naturalismus nicht erreicht ist, sondern daß seine Weltanschauung gemischt ist aus verschiedenen Anschauungen. Das Nebeneinander verschiedener Wertungen werden wir im zweiten Teil unserer Untersuchung noch deutlicher erkennen.

e) Verdienst und Gnade.

Haben wir beim Willen und Schuldgefühl Frenssens festgestellt, daß beide zwar vorhanden, aber merklich geschwächt und irgendwie erschüttert

sind — ersterer durch Betonen des freien, ungewollten Wachstums, letzteres durch das Betonen mildernder Umstände —, so finden wir Entsprechendes in seiner Stellung zu Leistung und Verdienst. Die Gerechtigkeit verlangt, daß da, wo man dem Menschen nicht volle Schuld zuspricht, man ihm auch nicht volles Verdienst zuerkennt. Wird man von einem Teil der Verantwortlichkeit für schlechtes Handeln freigesprochen, so muß man sich auch vom Verdienst einer guten Leistung etwas nehmen lassen. In diesem Zusammenhang hört man bei Frenssen oft das Wort Gnade. Während der Wille die mehr negative Pflicht hat, vor Schädlichem und Schlechtem zu bewahren, und in dem Versäumnis dieser Aufgabe die Schuld liegt, wird das wirklich Gute, Edle, und Schöne als Gabe und Gnade von Gott angesehen.

Als Otto von seiner Blutsverwandtschaft mit Eilert spricht und der großen Gefahr, die in diesem Künstlerblut auch für ihn liegt, sagt er: „Als es hervortrat, sang es sein Lied in meinem Innern stetiger und langsamer. Es zauberte und bildete maßvoller und ruhevoller, so daß ich es allezeit bändigen konnte, wenn auch oft nur mit zusammengebissenen Zähnen, daß es mir mein Leben nicht ganz zerbrach. Aber ich wußte allezeit: dies Bändigenkönnen war nicht mein Verdienst; das war Gnade von Gott, zahllose Hilfe von guten Geistern, denen ich meinen heißen Dank stammelte" (533). Das Zustandekommen der Leistung ist hier so gefaßt: der Mensch kommt mit seinem Willen von unten her, und Gott gibt von oben das Gelingen durch Gnade. Jede menschliche Schöpfung ist so ein Zweierlei: Verdienst und Gnade. An derselben Stelle lehnt Otto jeden Vorwurf gegen Eilert ab: „Ich tadelte ihn nicht. Ich habe ihn niemals tadeln können" (533). Es ist bezeichnend, daß hier wie an anderen Stellen, wo ein menschliches Versäumen und eine Pflichtverletzung vorliegt, Frenssen ebensowenig von Tadel und Schuld spricht, wie dort, wo es sich um Pflichterfüllung und Leistung handelt, von Lob und Verdienst. Gewiß ist dies Hinnehmen alles Guten und Erfolgreichen ebenso wie des Schweren und Bösen als aus Gottes Hand für einen religiösen Menschen eine Selbstverständlichkeit. Aber das Betonen des Empfangens aus Gnade gerade dort und dann, wenn es sich um ein persönliches Erwerben, um ein durch eigenen Willensakt Erreichtes handelt, gibt diesen Handlungen so stark den Charakter des Unfreien und führt leicht zu Quietismus und religiösem Fatalismus. Wie stark dies Ablehnen von Schuld und Verdienst aus einem religiösen Weltgefühl heraus bei Frenssen quietistische Züge trägt, dafür als Beispiel folgende Aufzeichnungen: „Wie soll ich traurig sein? Ich brauche weder zu verzweifeln wegen der Unvollkommenheit der Welt und meiner selbst und meines Volkes, noch brauche ich mich abzuquälen, als ob ich verpflichtet wäre, sie von allen Sünden zu erlösen. Er ist am Werke, für Menschenaugen langsam, aber nach seinen Maßen in ungeheurer, strahlender Arbeit, der zuzuschauen die große Seligkeit des Menschenlebens ist" (M. u. M. 76).

Einige Male faßt Otto auch die Ueberwindung seiner Schwermut als Gnadenwirkung auf: „Ich half mir da hindurch, indem ich mich demütig und mit Vertrauen ewigen Mächten ergab. Wenn ich in das mir so gut bekannte tiefe Tal hinein mußte, fand ich in der größten Tiefe und dem

schwersten Dunkel Hilfe zur Linken und zur Rechten ..." (926). Das Gefühl der schlechthinnigen Abhängigkeit von Gott und den Verzicht auf das eigene Wollen spricht er ein anderes Mal aus, als er in schwermütigem Grübeln zu verzweifeln droht: „Da wußte ich mir zuletzt keinen anderen Rat, als daß ich da am Fenster zusammenstürzte und mich ewigen Mächten ergab, ihnen dankte, daß sie mir bisher durchgeholfen, und ihnen anheimgab, mit mir zu tun, was sie wollten, und wenn sie wollten, mir in dem hülfen, was über meine Vernunft ging" (1236). Hier ist der Mensch nur noch willenlos geleitetes, unselbständiges Geschöpf, das in Gottvertrauen und Geborgensein in Gott Ruhe und Trost findet, Gott die Lenkung seines Geschickes überläßt und damit auch die Verantwortung für sein Leben. Diese Haltung ist aber darum so gefährlich, weil ja auch Gottes Gnade nicht vor einem Zusammenbruch bewahren kann, wie Otto sagt: „Ich dachte auch an andere ..., denen Gott Gnaden und Gaben gegeben, und gerade darunter waren sie zusammengebrochen" (1236).

Auch von seiner künstlerischen Begabung und Leistung spricht Otto als von einem Wunder und einer Gabe Gottes: „Ich beugte mich wortlos und wirr vor Gott in Dank, daß er mir das gegeben hatte und es mich auch hatte entdecken lassen" (805). Wieder sehen wir das Nebeneinander von Gottes Wirken als Gnade und menschlichem Zutun als Verdienst. Ebenso, wenn er von den Gaben seines Geistes sagt: „Ich weiß, daß sie mir ohne mein Verdienst als ein Geschenk in die Wiege gelegt sind. Wenn ich auf irgend etwas ein wenig stolz und froh bin, so ist es das, daß ich diese Gaben durch mein Leben hin scharf und blank gehalten habe – aber auch diese Kraft ist Gabe gewesen – und daß ich mich weder durch Lob noch Tadel aus meinem Wesen habe verdrängen lassen" (1272). Wie sich auch dieses Gefühl des Begnadetseins, des Geborgenseins mit einem wertvollen, fruchtbaren Gefühl der Verantwortung verbinden kann, zeigt eine Aeußerung über die Herkunft seiner Begabung: „Mein Gemüt ... fand in dem, was vorlag, Willen, Wunder, Gnade, Führung unsichtbarer Mächte, und wurde darum nicht allein von Demut und dem Gefühl des Behütetseins beschenkt, sondern auch mit schwerer banger Verantwortung belastet" (877). Diese Beobachtungen weisen alle hin auf das Religiöse und verlangen, daß wir uns im folgenden mit Frenssens religiösen Anschauungen und Begriffen auseinandersetzen.

Zusammenfassend sei hier gesagt: Man kann bei Frenssen nicht von einem Aufgehen in Zustandsschilderung sprechen, er begnügt sich nicht, das Seiende darzustellen. Zwar ist diese Seinsgläubigkeit vorhanden und eine oft stark im Vordergrund stehende Seite seiner Weltansicht. Aber daneben steht sein gläubiges, frohes Darstellen des Werdenden, Künftigen, Sollenden, all das Frische, Tatkräftige und Zupackende, das stark und belebend, besonders in seinen letzten Romanen, spürbar ist. Neben dem ohnmächtigen Gefühl des Gebundenseins der Menschen zeigt er auch den Wert willensbetonten Handelns. Sind auch die Brücken, die herüber vom Naturalismus führen, unverkennbar, vieles nur so zu erklären und zu verstehen, sein entschiedenes Trotzdem, das sich in seinen späteren und reiferen Werken mehr

und mehr Bahn bricht, sein Idealismus hebt ihn über den Naturalismus hinaus. Frenssen bleibt letzten Endes doch nicht beim Abwälzen der Schuld, beim Entschuldigen durch mildernde Umstände stehen, sondern im Grunde fordert er doch die Eigenverantwortlichkeit des Menschen. So haben wir schon an dieser Stelle einen doppelten Wertstandpunkt und damit einen Grund der Gespaltenheit Frenssenscher Weltanschauung entdeckt. Wir werden besonders im zweiten Teil der Untersuchung noch oft auf diese doppelte Wertung, die durch die scheinbare Vereinigung der Gegensätze von Idealismus und Naturalismus im idealistischen Realismus gegeben ist, stoßen und werden sehen, daß hierin eine Wurzel der eigentümlich gebrochenen sittlichen Werturteile liegt, die so oft und leicht bei Frenssen den Eindruck völliger Wertrelativität erwecken.

2. Ideale, Sitte, Normen.

a) Nahes und fernes Ideal.

Handelte es sich bisher um die Möglichkeit, die Notwendigkeit und den Wert der Willensbetätigung, war das Wollen zu untersuchen in Kampf und Widerstand mit Mächten, die das sittliche Handeln erschweren, ja unmöglich zu machen geeignet sind, so gilt es nun, den Willen gegen das Sollen abzugrenzen. Anders ausgedrückt: nachdem das Vorhandensein des Willens festgestellt ist und die innere Freiheit des Menschen gegenüber dem Zwang des Müssens, muß jetzt nach der Orientierung des Willens gefragt werden, nach der Freiheit gegenüber den Ansprüchen des Sollens. Der Frage, wovon der Wille frei macht, folgt die weitere, wozu er befreit. Das ist die Frage nach der Gültigkeit und dem Wirken von Idealen, Sitte und Normen bei Frenssen. Nicht was diese enthalten, soll hier untersucht werden — Ziele und Werte des menschlichen Handelns behandeln wir im zweiten Teile —, sondern wie sie auf den Menschen, auf seine Willensentscheidung und Willensrichtung einwirken.

Ueber Frenssens Stellung zu den Idealen ist ganz allgemein zu sagen, daß er im Sinne Pestalozzis und der modernen Pädagogik, die *nahen Ideale* den fernen vorzieht. Er sieht im nahen Ideal größere Zugkraft, den Vorzug und Anreiz möglicher Erreichbarkeit und die Gewähr für die Erfüllung der nächstliegenden Pflichten, die nur allzu leicht über dem Streben nach *fernen Idealen* versäumt werden. Für den Unwert des fernen Ideals und die notwendige Bevorzugung des nahen Ideals gibt Frenssen in Ottos Schwiegervater nicht ohne Humor ein Beispiel: „Das Wesen der Allgemeinheit und der Zustand der Allgemeinheit haben mich immer am meisten bewegt. Ich habe mich mit allen sozialen Problemen beschäftigt; besonders mit dem Wesen der Familie und des Haushalts" (579). „Entzückt von solchem Idealismus" antwortet ihm Otto: „Wie glücklich müssen Ihre eigenen Kinder sein, so den geborenen und erfahrenen Erzieher, oder richtiger gesagt, Fürsorger zum Vater zu haben!" Auf Grund späterer Einsicht sagt er über ihn, „den Gründer und Vorsitzenden von 25 Vereinen": „Ich höre, daß er einen Verein nach dem

andern gründet; er sollte doch in Gottes Namen nichts anderes tun als Leitern bauen, daß Ihr (seine Kinder) alle miteinander auf die Erde und in Sicherheit kommt." So wird hier die Sorge für die Allgemeinheit, das ferne Ideal, der Grund zum Versäumnis der nächstliegenden Pflichten gegen die eigene Familie und der Sorge für ein gesichertes, geordnetes Familienleben. Ueberhaupt ist bei Frenssens Gestalten das Ideal der Nächsten- und Menschheitsliebe häufig das ferne Ideal, zu dessen Gunsten das Ideal der eigenen Ausbildung und Entwicklung hintan gestellt wird. Für sie alle gilt, was über Ottos Schwiegervater gesagt wird: „Seinen Ideen so hingegeben, daß er das Eigene darüber vergißt! Vor lauter Menschenfreundlichkeit und Menschenfürsorge keine Zeit für die nächsten Menschen!" (588). Demgegenüber gilt Frenssens immer wiederholter, mahnender Ruf, das Ideal nicht zu überspannen, nicht allzu Fernes zu erstreben, sondern sich mit Nahem, Erreichbarem zu begnügen.

Darum lehnt er auch das Ideal des Heiligen immer wieder ab. Schon Kai Jans' Leben war ein vergebliches Ringen um dieses „falsche" Ideal. „Es gibt keine Heilige. Es ist beides durcheinander im Menschen: heilig und unheilig" (100). Das war schon eine frühe Jugenderkenntnis Kai Jans', der er aber hinzufügt: „es soll aber welche geben; die Menschen sollen alle heilig sein" (104). Im Streben und Suchen nach dem heiligen Land, den heiligen Menschen durchzieht er die ganze Welt, vernachlässigt darüber alles Naheliegende an Aufgaben, Pflichten, Zielen und Werten, um zuletzt zu erkennen, daß auch das Ziel einer Heiligung der Menschheit falsch war: „Es ist etwas im Menschen, was dagegen streitet, und zwar etwas Gutes" (305). Sein neuer Glaube, das nahe Ideal, ist die volle Ausbildung der Menschennatur mit allen heiligen und unheiligen Kräften. Aber erst mit der Niederschrift des Lebens Jesu, indem Kai Jans nun auch in Jesus diese Mischung des Heiligen und Irdischen darzustellen versucht, und dies wunderbar tiefe, reine und tapfere Menschenleben als Ziel verkündet, ist sein Glaube an das Heilige endgültig dem Glauben und Vertrauen auf das Menschliche gewichen. Mit der Ablehnung der Heiligkeit und Göttlichkeit Jesu verlieren freilich dessen Weisungen das Normative und seine scharfen und harten Forderungen sind zugunsten naher Ideale abgeschwächt und herabgesetzt. In demselben Sinn sagt Otto: „Nirgends in der Menschenwelt und zu keiner ihrer Zeiten ist ein reiner Heiliger und Ewiger gewesen; immer war Zeit und Erde in ihr Feuer gemischt" (799).

Das langsame, allmähliche Vorwärtsschreiten der menschlichen Entwicklung, wie Frenssen sie sich denkt, drückt sich wohl am deutlichsten im Bilde des stufenweisen Aufstieges aus. Etwa wenn Otto für die Aufgabe des Künstlers hält: „auf vorgeschobenem Posten mitzuhelfen, sie (die Menschheit) zu einer höheren und reineren Stufe zu führen" (806), und von Eilerts Naturdarstellung sagt: er schuf „ein neues Schauen und Wundern der Natur und des Menschentums, jedoch nur soweit erhöht, daß die, welche davor standen, Altbekanntes zu sehen glaubten, und in ihren Seelen danach strebten, weil es so nah war, daß sie glauben konnten, es ergreifen zu können" (1138). Am deutlichsten spricht sich dieses nahe Ideal aus in dem

wie eine programmatische Verkündigung des neuen Menschheitsideals klingenden Bekenntnis: Wir „glaubten an ewig göttliche Kräfte und Aufstieg der Menschheit. Wir stellten aber nicht, wie einige, in göttlichen Gesichten versunken getan haben und noch tun, ihre ferne Zukunft und ihr Ziel dar, die reine, heilige Vollkommenheit, in der sie einst leuchten wird, wenn hunderttausende Jahre vergangen sind, sondern ... die nächste Stufe, die sie wohl nehmen könnte und möchte ... Wir fühlten uns ... darin den größten und besten Künstlern verwandt, die auch ... in ihren Werken das Maß des Menschen um eines Fußes Länge erhöht und das Feuer in ihren Augen um einen Schein verstärkt hatten" (1281/82).

Diese Auffassung vom Künstlerberuf hat Frenssen oft geäußert, und es liegt darin eine Selbsteinordnung seiner Kunst. Er will das Heiligungsstreben und allen wirklichkeitsfremden Idealismus durch frommen Welt- und Menschheitsglauben ersetzen und wird damit ein Verkünder des idealen Realismus: „So fing ich an, Menschen nach meinem Bilde zu machen. Ich stellte bessere, schönere Menschen dar, als sie in Wirklichkeit sind. Ich wollte nicht mehr Heilige, nicht Gerechte darstellen, sondern nur Edlere als die Wirklichen. Meine Figuren sind nur um eines Hauptes länger als die Wirklichen; Hebbels sind wohl zweimal so groß als die wirklichen Dithmarscher" (M. u. M. 5). Immer wieder wehrt Frenssen sich gegen einen unkritischen, erdfernen Idealismus, der in Weltfremdheit oder Weltabgewandtheit die Forderungen des Tages versäumt und den Aufgaben der Wirklichkeit nicht gewachsen ist. Vor dem Abgleiten in den Naturalismus andererseits bewahrt ihn der Glaube an das langsame Erhöhen der Menschen und das idealistische Darstellen einer besseren, edleren Menschheit, ferner die keusche Zurückhaltung, die „Abgründe" des Menschen, das „Allzumenschliche" darzustellen, wogegen sich etwas Starkes in ihm „wehrte und weigerte" (M. u. M. 9). Es ist Frenssens starker Wirklichkeitssinn, der sich an das Nahe, Greifbare hält, und dieses dem ferneren vorziehen läßt: „Also ist der Idealismus falsch sowohl als Weltanschauung wie als Lehre? Nein. Aber es muß der richtige, der auf die Wirklichkeit gegründete sein" (M. u. M. 299). Diese Selbstbescheidung Frenssens, diese Beschränkung auf das Nahe hängt natürlich auch mit der obenerwähnten schwächeren Willensbetonung zusammen und beruht letzten Endes auf seiner Naturgläubigkeit, die den Menschen ruhig, gleichmäßig, sozusagen von selbst sich entwickeln und wachsen lassen will. Es ist ein Ablehnen aller krampfhaften Willensanspannungen, aller nur durch starke Willensakte zu erreichenden Ziele. Nicht ein willensmäßig erstrebtes Außer-Ich ist Ziel des Handelns und der Entwicklung, sondern das organische Werden und Reifen des Menschen, die freie und ungehemmte Entwicklung der in ihm schlummernden Werte.

b) Bürgerliche Sitte und religiöse Normen.

Es bleibt als letzte Frage noch die nach Frenssens Stellung zur bürgerlichen Sitte und den göttlichen Normen. Wir müssen zur Beantwortung dieser Frage einige bei Frenssen oft erörterte Gegensätze untersuchen und klären: die Gegensätze von Künstler und Bürger, Natur und Sitte, Gott

und Welt. Die Art, wie er diese Gegensätze zu überwinden und zur Einheit zu verbinden sucht, führt uns auf den letzten Grund seiner Weltanschauung.

Die Schärfe des Widerspruchs, in dem sich der Künstler zur bürgerlichen Sitte und Ordnung befindet, kommt in Ottos Worten zum Ausdruck: „Die Künstler sind Spieler und Sünder. Sie sehen die Welt und das Leben als Spiel und Farben" (777). Und in der Erkenntnis der Gefahr dieses Spielerischen ruft Otto sich warnend zu: „Er sollte doch sehen, wo die Gefahr ist! Er sollte doch das Bürgerliche betonen, ehren und suchen! Aber er hört und sieht nichts als das Spiel des Lebens um sich" (971). Das Künstlerische, dies Spielen mit der Buntheit des Lebens ist freilich immer nur eine Seite in Frenssens Wesen, eine Seite, die in unserem Roman Gestalt geworden ist in Eilert und dort in ihrer Isoliertheit und Einseitigkeit zum Untergang führt. Neben dieser geht die andere einher, verkörpert in Otto, die bürgerliche, die Ordnung und Gesittung suchende: „Ich wollte aus manchem Leben, das mir ‚nicht in Ordnung' schien, einen ‚ordentlichen Lauf', ‚eine richtige Geschichte' machen. Ich war zu keiner Zeit meines Lebens ein Naturalist, ein Impressionist; ich war immer ein Sinn- und Ordnungsucher" (938). Er will ja auch nicht „alten, guten Glauben und Sitte auflösen", sondern, da sie nach seiner Ueberzeugung schon aufgelöst sind, neue Gesittung anbahnen und aufbauende Arbeit leisten: „Und so mühe ich mich mit anderen um die Aufstellung von Tafeln, die mir redlicher und auch besser und reiner scheinen" (1272). Trotz aller Einwände und Widerstände gegen die einengende und beschränkende, bürgerliche Sitte schließt er doch am Ende seiner Entwicklung Frieden mit ihr: „Ich bin ein Unruhiger, Ungeordneter, Abenteuernder, darum verehre und suche ich Ruhe, stetige Liebe, Ordnung, Fürsorge, Tagewerk nach Tagewerk und Sonntage in schönem Frieden" (1255). Aber dieser Friede Ottos mit der bürgerlichen Sitte, den die anderen Romane Frenssens und vor allem seine Aufzeichnungen nicht kennen, ist im „Otto Babendiek", wie schon gesagt, nur durch eine Abspaltung alles Unbürgerlichen, rein Künstlerischen in der Gestalt Eilerts möglich gemacht. Es ist schwer zu sagen, inwieweit Frenssen in dieser Abspaltung von seinem Wesen eine Absage an eigenste Wesenszüge geben will, oder ob wir darin nur eine Zweiteilung seines Wesens erblicken sollen, wie sie häufig von Dichtern angewandt worden ist. Für jenes spricht der traurige Untergang Eilerts und die nicht fehlende Kritik, für dieses die warme Liebe in Eilerts Darstellung und dessen oft allzu gerechte Würdigung.

Wir tun daher gut, ihn mit in unsere Untersuchung einzubeziehen: „Er sah die Natur groß, schlicht, heilig, und so auch den Menschen" (11336). „Er liebte die Natur" (1137). „Er schuf ein neues Schauen und Wundern der Natur und des Menschentums" aus einem „urgermanischen, heidnisch-heiligen, demütig-anbetenden Lebens- und Gottesglauben und dem großen Glauben an den Wert der Menschenseele" (1138). Aus solcher idealisierenden Anschauung der Natur ergibt sich notwendig eine Bejahung alles Natürlichen. Und es entwickelt sich damit eine irdische Seinsfrömmigkeit, die sich gegen alle Ansprüche des Sollens, woher sie auch kommen mögen, wehrt. Im Gegensatz des Natürlichen zum Bürgerlichen steht Eilert immer auf Seiten

des ersteren. Er verachtet geradezu das „Bürgerliche, Gerechte und Ueberhebliche, das darin seinen Grund hat, daß sie in ihrem Geist nicht ahnen, wie weit die Welt ist" (503).

Wird der Gegensatz von Natur und Sittlichkeit bei Otto und Eilert als die Frage des Künstlers angesehen in der besonderen Form der Spannung zwischen Künstlernatur und Bürgerlichkeit, so im „Pastor von Poggsee" als die Frage des Geistlichen. Es sind die zwei Frenssenschen Fragestellungen seines eigenen Lebens: Wie kann der Künstler als naturnaher, lebensvoller Mensch innerhalb der menschlichen Gesittung und Ordnung leben? Wie kann der Geistliche als Verkünder einer höheren Sittlichkeit ein natürlicher Mensch bleiben? Die Schwierigkeiten und Spannungen dieser zweiten Frage zeigt uns Adam Barfood. Für diesen ergibt sich schon aus seinem Beruf die Notwendigkeit, sich immer wieder mit den Fragen der Natur- und Gottesanschauung auseinanderzusetzen, und er neigt dabei stark nach der Seite des Naturglaubens und damit einer Unterordnung der Sitte unter das „Natürliche". Kein überirdisches Heiligkeitsstreben, sondern frohes Menschseinwollen ist sein Ziel. „Ich bin der Ansicht, daß gerade der Pastor sich mit Natur und natürlichen Dingen befassen soll, damit er, wenn er von den höchsten Dingen reden will, den Boden unter seinen Füßen nicht verliert" (485). Selbst da, wo dies Natürliche sich zerstörend und einreißend auswirkt wie in der Gestalt des Küsters Holgersen, einer durch und durch dämonischen Natur, gleichsam der Verkörperung des Bösen, bekennt Adam: „Dieser war ein Urheide, eine wilde, urwüchsige und blanke Kraft Gottes, er war ein Jäger im Wald, der vielem Wild heiße Füße machte, der Menschen und Tieren die Sehnen geschmeidig machte und einigen die Sehnen brach, Gott mit deiner Seele, du Jäger Gottes ..." (571). In seiner lebensvollen, in sich gesicherten Natürlichkeit gibt es kaum ein Sittengebot, das er nicht entweder selbst in unbekümmertem Handeln übertritt oder dessen Uebertretung durch andere er entschuldigt und gut heißt. Dem Ziel, ein ganzer natürlicher Mensch zu sein, ordnet er alles unter, selbst die Gebote des Heilands: „Jesus ist lange nicht in allem unser Führer, nein, er ist in einigen wichtigen Dingen der Verführer der Menschheit gewesen, besonders in dem, daß er nach der Weise seiner Zeit zuviel nach dem Himmel sah und darüber schuld geworden ist, daß die Menschen die Erde vernachlässigt haben" (549). Sein Rat ist, daß jeder sich vom Christentum den Teil hole, den er nach seiner Natur brauchen könne und ihn mit seiner Natur vermische. „Was mich angeht, so kann ich mich der Ansicht keines Menschen, auch des Heilands nicht unterwerfen" (297).

Damit hebt Adam Barfood alles Normative in der christlichen Religion auf und bezeichnend heißt es von seiner Predigt: „Er predigt besonders Goethe, den frommen Welt- und Menschheitskünder" (549). Mit der Ablehnung der göttlichen N o r m e n ist erst recht jeglicher Anspruch der bürgerlichen Sitte an den einzelnen abgewiesen. Es bleibt allein Adams Glaube an „die Erhöhung der Schöpfung" und „das Wachsen des Reiches Gottes auf Erden". Dieses Menschheitsziel hat ja aber im Grunde einen normhaften Charakter und enthält einen Sollensanspruch, der sogar schwere Arbeit

und heißes Mühen verlangt, nur daß dieses Ziel durch Aufnahme des Sollens in den eigenen freien Willen verwirklicht werden soll und kann. So sagt Adam: Das Reich Gottes „kommt überhaupt nicht als Wunder und nicht als Geschenk; sondern wir müssen uns noch viel Mühe machen und noch viel Grübeln und Leiden ertragen, und es wird noch viel Schweiß und Blut fließen. Wir selbst müssen es uns erobern, in langer Mühe von Jahrtausenden; aber zuletzt wird es kommen" (523). Viel vorsichtiger scheinen die Worte Ottos im „Otto Babendiek", wenn er im Kriege sich Gedanken „über seine Pflicht gegen Gott und vor dem Menschen" macht und zu der Erscheinung des Heilands spricht: „Ich glaube deinem Wesen und Worten! Ich weiß, daß du recht hast! Aber sieh, ich bin wohl dein Glaubender, aber ich bin auch ein Mensch dieser Gegenwart. Ich muß trotz deines heiligen Wortes niederschlagen, was mir Habe und Ehre nehmen will. Dir die Zukunft und eine heilige Menschheit; mir und meinen Zeitgenossen die wilde Tat und das unruhige Gewissen und der Stachel im Gemüt!" (979).

Die Schwierigkeiten und Spannungen, die sich aus Frenssens Naturauffassung mit Sitte und Normen ergeben, führen uns notwendig auf die Untersuchung der letzten, zugrunde liegenden Anschauungen von Gott und Welt. Erst aus diesen letzten Grundlagen seiner religiösen Weltanschauung, aus der Klärung der Frage: wie verhält sich Gott und Welt, G o t t und N a t u r zueinander? können seine Naturauffassung und alle sich daraus ergebenden Folgerungen und Probleme verstanden werden. Frenssens Gottesbegriff ist schwer zu fassen und nicht recht klar. Man darf wohl auch von einem Dichter nicht erwarten, daß er solche Begriffe klar und eindeutig verwendet, daß er etwa ein lücken- und widerspruchsloses, philosophisches System besitzt. Man würde dem Dichter mit solcher Forderung Gewalt antun. Immerhin müssen wir beim Suchen und Nachbilden seines Weltbildes uns bemühen, die angewandten Begriffe möglichst klar zu sehen – ergeben sich doch aus ihnen letzten Endes alle Folgerungen für das Handeln und Streben der Menschen – und wenn auch kein System, so doch die Ansätze zu solchem geschlossenen Weltbild aufzuzeigen. Daß es kein in sich geschlossenes, einheitliches Ganzes wird, halten wir dem Dichter zugute – er wäre sonst ein Dichterphilosoph, nicht philosophierender Dichter. Frenssen spricht sich selbst immer wieder jede Begabung für „theoretische Systeme" ab, sowohl was das Verstehen als auch das Besitzen eines festen Systems betrifft: „Ich habe mich auch ... um philosophische Systeme bemüht ...; ich bin fast so leer von ihnen weggegangen, wie ich gekommen bin, und muß die zahlreichen Stunden bedauern, die ich bei ihnen zugebracht. Ich kann nur Sinnliches verstehen, nicht Abstraktes, und gar das Abstrakte in Systeme gebracht" (M. u. M. 213). Gerade das Nebeneinander aus verschiedenen „Systemen" aufzuzeigen, ist ja das Ziel dieser Untersuchung.

Die Hauptschwierigkeit einer klaren Begriffsbildung besteht darin, daß Frenssen keinen deutlichen Unterschied zwischen Natur als Schöpfung und Gott als Schöpfer macht. Viele Mißverständnisse und Widersprüche erklären sich aus dieser Unklarheit. Immer wieder werden diese Worte gleichbedeutend nebeneinander gebraucht. Der Mensch ist bald „von der Schöpfung gemacht",

bald von Gott (M. u. M. 9), bald „ein Wunder der Gottnatur" (B. 725). Oder: „Die göttliche Natur hat die Wesen so geschaffen, wie sie sind" (P. 437). Otto spricht von seiner Begabung, die ihm die „Gottnatur am Tage seiner Empfängnis ... mitgegeben" habe, und dafür dankend fügt er hinzu: „Ich beugte mich wortlos und wirr vor Gott in Dank" (805). In einer anderen Aufzeichnung Frenssens: „Nach meinem Gefühl und Glauben ist die Schöpfung zugleich zeitlich und ewig, leiblich und geistig, gut und böse, und Streit und Mut zu allem diesem ist in Gott selbst; es ist alles in ihm selber und nicht außer ihm" (M. u. M. 293).

Wenn Frenssen, wie wir oben festgestellt haben, die Natur, die Schöpfung im weitesten Sinne, mitverantwortlich macht für das Handeln, Wollen und Leben des einzelnen wie der ganzen Menschheit, wenn er sie als eine dem Menschen übergeordnete, ihn bestimmende und beherrschende Macht ansieht, so gibt er ihr damit göttliche Machtstellung. Nimmt er demütig und ergeben alle Gaben und Belastungen von seiten der Natur an – seien es köstliche Wunder und Wohltaten oder dämonische Kräfte und Gefahren –, dient er der Natur, feiert und verehrt sie, so gibt er ihr mit all dem wie Gott die Ehre. Er erreicht aber mit dieser Angleichung an Gott, ja geradezu Gleichsetzung der Natur mit Gott keinen einheitlichen Gottesbegriff, sondern eine Zweiteilung der Gottheit in Gott und Natur, die an die Stelle des die Welt und die Natur beherrschenden Gottes getreten ist. Als „Gottnatur" soll ihre höhere Einheit gefunden werden. Wie stark Frenssen diese Einheit empfindet oder empfinden möchte, kommt am deutlichsten in der häufigen Anwendung des Wortes „Gottnatur" zum Ausdruck. Hier liegt letzten Endes der Grund alles Zwiespältigen, aller Widersprüche und Spannungen in Frenssens Weltanschauung: in diesem zugrunde gelegten Gottesbegriff, der eine Vereinigung, eine scheinbare Einheit von Gott und Natur herstellt, aber im Grunde eine Zweiteilung der Gottheit bedeutet. Um diese zwei Pole Gott und Natur dreht sich das Leben und Denken Frenssens. Daß Frenssen die ersehnte Einheit nicht erreicht hat, sondern daß es sich um ein Nebeneinander handelt, haben wir schon im Verlaufe unserer bisherigen Untersuchung beobachtet. Im zweiten Teil der Untersuchung wird es bei der Darstellung der Werte und der Frage nach dem obersten Wert noch deutlicher werden.

Wir müssen hier nochmals einen Blick auf Goethe werfen, der eine ähnliche Auffassung von Gott und Natur hat und gerade in diesem Punkt die Frenssensche Weltanschauung stark beeinflußt. „In der Scheidung zwischen Geist und Körper, Seele und Leib, Gott und Welt fanden Sittenlehre und Religion ihren Vorteil. Denn indem der Mensch seine Freiheit behaupten will, muß er sich der Natur entgegensetzen, indem er sich zu Gott zu erheben strebt, muß er sie hinter sich lassen, und in beiden Fällen kann man ihm nicht verdenken, wenn er ihr so wenig als möglich zuschreibt, ja wenn er sie als etwas Feindseliges und Lästiges ansieht. Verfolgt werden daher solche Männer, die an eine Wiedervereinigung des Getrennten dachten" (Cottasche Jub.-Ausg. 40, 221). Zwar hat Goethe, wie wir hier sehen, die Bedeutung des Dualismus für Sittenlehre und Religion klar erkannt, noch klarer aber sieht er die Gefahren, die aus einem feindlichen Gegen-

einander von Gott und Natur für das menschliche Leben entstehen. Darum bekennt er sich hier wie an vielen anderen Stellen zu den Männern, die sich um eine „Wiedervereinigung des Getrennten" bemühen. Immer wieder wendet auch er sich gegen die Naturfeindschaft des dualistischen Weltbildes und hält dagegen, „daß Natur und Ideal nicht miteinander in Streit liegen dürfen". Er, der sich mit der Natur innig verwachsen fühlte, der Gott auf Schritt und Tritt in der Natur erblickte – „Gott in der Natur, die Natur in Gott" –, fühlte sich der Natur wie Gott angehörig und erlebte Gott und Natur in einer sich schöpferisch durchdringenden Einheit. Ihm ist die Vorstellung eines außerweltlichen Gottes unmöglich: „Was wäre ein Gott, der nur von außen stieße . . .". Für ihn ist Gott die in allen Weltwesen wirkende Kraft, eine Kraft, die sich nach ewigen Gesetzen betätigt. Daher liegt eine Scheidung von Schöpfung und Schöpfer außerhalb auch seines Gedankenkreises.

Wenn Goethe in den „Wanderjahren" sagt: „Ein großes, hervorbringendes, leitendes Wesen verbirgt sich gleichsam hinter ihr (der Natur), um sich uns vermittels ihrer faßlich zu machen" (W. A. 20, 129), so ist das zwar auch keine eigentliche Scheidung von Schöpfer und Schöpfung, aber es zeigt sich doch hier wie an anderen Stellen eine weniger einheitliche Auffassung. Gott-Natur, der deutliche Ausdruck der Einheit von Gott und Natur findet sich auch seltsamerweise bei Goethe nur sehr selten – etwa in dem Gedicht: „Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen, als daß sich Gott-Natur ihm offenbare" – um so häufiger ist die Verbindung „Gott und die Natur". „Das Höchste, was wir von Gott und der Natur erhalten haben, ist das Leben" (Cottasche Jub.-Ausg. 38, 250). Oder: „Ich glaube an Gott und die Natur und an den Sieg des Edlen über das Schlechte" (zu Eckermann, 4. 1. 1824). Nach diesen und ähnlichen Aeußerungen gewinnt man den Eindruck, daß auch für Goethe diese Begriffe nicht identisch sind, auch nicht ineinander aufgehen, sondern als Korrelatbegriffe einander verlangen, ergänzen und durchdringen. Das Weltgesetz der Polarität, das Goethe in allem Weltgeschehen wirksam sah, scheint sich ihm bisweilen auch in dieser Einheit zu offenbaren, wobei dann Gott und Natur als zwei zueinander gehörige, einander bedingende und durchdringende Pole erscheinen.

Daß Frenssen Goethes Sinn nicht ganz richtig erfaßt und die überragende, allumfassende Größe und Weite seines Geistes zwar erkannt, aber nicht selbst zu umspannen vermocht hat, zeigt sein Urteil über Goethe: „Es ist eine bedenkliche Sache mit allem Zitieren Goethes. Man kann mit seinem Stabe fast jede Sache, die es im Himmel und auf Erden gibt, . . . sowohl tot wie lebendig machen, weil sein beweglicher Geist und die lange Dauer seines Lebens ihm jedes Ding von seinen verschiedenen Seiten besehen und beurteilen ließen" (M. u. M. 124). Daher sind aber auch Frenssens Anlehnungen und Anknüpfungen an Goethe so bedenklich und anfechtbar.

Daß der zusammengefügte Gottesbegriff Gottnatur den Pantheismus ausdrückt, ist, wie bei Goethe so auch bei Frenssen, deutlich erkennbar. So spricht Otto von der „Liebe und Anbetung der Gottnatur in allen ihren Erscheinungen" (775). Bekenntnisse zum Pantheismus finden wir überall, etwa in Ottos Arbeitsziel, ein Bild zu formen, „das mir selber gleich war.

Und so Gott gleich. Denn er war in allen Dingen" (800). Das klarste Bekenntnis zum Pantheismus gibt der Propst im „Pastor von Poggsee", wenn er der Frage nach seinem christlichen Glauben ausweichend sagt: „Was ist Christentum! Was Frömmigkeit! Es ist ein Leuchtensehen von Gottes Mantelsaum, ein Schmecken Gottes im Salzwind, im Kinderlachen und Frauenkuß, ein Glauben und Fühlen Gottes am Fußende von Särgen und unter dem Sternenmeer, ein Sehen Gottes, noch im Augenblick, da ich versinke" (48).

Bei solcher Gottbeseelung und Gottdurchdringung der Natur ist eine Wendung auch gegen die dämonischen Kräfte in der Natur nicht gut möglich. Einer so gesehenen Natur kann man weder Grenzen und Schranken setzen, noch Widerstand leisten. Um so stärker ist bei Frenssen die Wendung gegen die Sitte und die Normen, um so entschiedener das Ablehnen aller ihrer Anforderungen, um so größer die Schranken, die die individuelle Freiheit sichern sollen gegenüber den Ansprüchen der Allgemeinheit. War schon der Sollensanspruch von seiten des eigenen, selbstgeschaffenen Ideals durch die Näherrückung und Herabsetzung der Forderungen geschwächt, so wird der Anspruch von seiten der bürgerlichen Moral und Sitte fast ganz abgelehnt. Lieber räumt Frenssen der Natur Macht über den Menschen ein, wobei er die heilige Natur zur Gottheit erhebt, lieber soll man sich dem harten Zwang des Naturgesetzes unterordnen, als Ansprüche des Sittengesetzes anerkennen, bei welchem man doch nie sicher unterscheiden kann, inwieweit sie göttlichen Ursprungs oder Menschenwerk sind. Selbst die verbrecherischen Naturen erhalten das Recht, alles aus ihrer eigenen Natur zu nehmen (Gr. 305), frei und ungehemmt ihre Natur zu entfalten. Lieber ein Sklave sein in der Abhängigkeit von der Natur — „ein Fünftel der Menschen sind geborene Sklaven, viele leider in Freiheit. Sie sind asozial, ja antisozial, ja ruinös genau in derselben Weise wie Gewohnheitsverbrecher. Und sie sind auch in ihrem Wesen nichts anderes nämlich wie jene, einer krankhaften Natur unterworfen . . ." (M. u. M. 43) — lieber die Sklavenketten eines harten, unerbittlichen Naturgesetzes dem Menschen auferlegen, als von ihm freiwillige Unterordnung unter das Sittengesetz verlangen. Das ist die Folge des neuen Gottesbegriffes.

Ueber die aus dieser Gottnaturauffassung sich ergebenden neuen religiösen Normen sagt Frenssen: „Die Kirche weiß nicht, daß Gott und Natur, Gott und Lebensgesetze, Gott und gesund an Leib und Seele, zueinander gehören. Sie muß immer wieder lernen: die Gebote Gottes sind nicht die alten, die zehn, sondern die viel älteren, die uralten, die neugefundenen, die biologischen" (M. u. M. 251). Die unmittelbar aus der Natur hervorgehenden Gesetze der Biologie treten an die Stelle der normativen Sittengebote, der „zehn Gebote Gottes". Das ist die letzte Wendung, die Frenssens Naturglaube nimmt, die Verbindung des christlichen Reich-Gottes-Gedankens mit dem darwinistischen Evolutionsglauben: „Was in den Augen des Volkes „Gottes Gebote" waren, muß nun als selbstverständliche, allgemein anerkannte, notwendige und freudige, gott- und menschengewollte Evolution, Fortschritt und Erkenntnis erwiesen werden" (M. u. M. 255).

II. Ziele und Werte des sittlichen Handelns

Nach den vorwiegend theoretisch-systematischen Erörterungen des ersten Teiles unserer Untersuchung fragen wir nunmehr nach dem praktisch-konkreten Inhalt dessen, was Frenssen für wertvoll und erstrebenswert hält. Auf die Frage: Wie handelt der Mensch sittlich gut? folgt die weitere: Was ist das Sittlich-Gute? Haben wir dort Gut und Böse im Blick auf die Gesinnung, aus der das Handeln hervorwächst, untersucht, so ist hier das Gute und das Böse als Ziel, als Wert, auf die sich menschliche Gesinnung und menschliches Tun richtet, darzustellen. Bei einem Menschen, der, wie Frenssen, sich selbst ein geschlossenes, philosophisches Weltanschauungssystem abspricht, ist die Darstellung dieser mehr praktischen Seite seiner sittlichen Aanschauungen von besonderer Wichtigkeit. Das praktische Programm ist hier nicht etwa nur ein Anhang an die theoretischen Anschauungen, sondern diese gedankliche, weltanschauliche Grundlage ist gewissermaßen um jenes Programmes willen entworfen. Aus praktischen Problemen, aus ganz konkreten Fragestellungen erwachsen für Frenssen seine prinzipiellen Ansichten, seine ganze Lebensanschauung. Die Werte bestimmen bei ihm mehr seine Weltanschauung als umgekehrt. Hier wird daher, besser als in den vorangegangenen Ausführungen, sich das Wesentliche in Frenssens Anschauungen darstellen und auch das Zwiespältige verdeutlichen lassen.

1. Gut und Böse.

Eine allgemeine Betrachtung über Frenssens Stellung zu den Werten, über seine Ansicht vom G u t e n u n d B ö s e n müssen wir voranstellen. Leicht kann bei Frenssen der Eindruck entstehen, als ob er völliger Wertrelativität verfalle und damit das Vorhandensein eines an sich Guten und an sich Bösen leugne, so, als ob er in verzweifelnder Skepsis im sittlichen Nihilismus ende. Schon in „Hilligenlei" ist das Endergebnis des Ringens um Gut und Böse, das für Kai Jans das Ziel der Heiligung, der völligen Ueberwindung und Entäußerung des Bösen hatte, seine Erkenntnis: „Es gibt keine Heilige. Es ist beides durcheinander im Menschen: heilig und unheilig" (100). Diese Ablehnung des Heiligen scheint nichts anderes zu sein als Ablehnung des absolut Guten. Ganz entsprechend sind im „Pastor von Poggsee" durch das harmonische Beieinander von Gut und Böse in der Menschennatur diese Begriffe als solche scheinbar aufgelöst. „Niemals ist mir so klar bewußt geworden ..., daß das Böse ein Recht hat, daß es da sein muß. Sagt mir, was hätte ich zu kämpfen, mich zu rühren, zu zürnen, zu laufen, Mut zu haben, immer neu zu wagen, wenn nicht das Böse da wäre, und zwar in solcher Stärke? — Wirklich — wir müssen wegen keiner Erscheinung in der

Schöpfung dankbarer sein als wegen des Bösen. Wenn wir aber dankbar dafür sein müssen ..., wie kann es dann verwerflich, ja wie kann es böse sein?" (P. v. P. 570). Für Adam Barfood ist das Böse so in alle mannigfaltigen Lebenserscheinungen miteingebettet als ein Notwendiges und Unentbehrliches, daß es als verdienstlich und wertvoll geradezu den Charakter des Bösen verliert. „Es liegt sehr oft ein Segen in der Sünde. Denn wie ist es? Die Langweiligen sind ohne Sünde, die Schmalen sind ohne Sünde, die Tüchtigen, die Mutigen haben Sünde, und sie wird ihnen zu neuer Erhebung" (P. v. P. 137). Oft wird das Gute erst durch das Böse ausgelöst und zur Entfaltung und Wirkung gebracht. Diese von Leibniz her bekannten Anschauungen finden sich bei Frenssen immer wieder. Nicht nur das gute Beispiel, auch das schlechte hat „auf einen gutgearteten Willen eine gute Wirkung" (B. 286). Auch das Unrecht, das Böse, das menschliche Irren schafft Gutes, Auftrieb zum Guten im Weltgeschehen wie im Erleben des einzelnen Menschen, schafft Abscheu und Widerstandswillen, läßt des Wertes des Guten und Rechten bewußt werden und gibt Mut zu tüchtiger Leistung. Böses muß also sein. Seine gute Wirkung kann es aber nur ausüben, sobald und solange es als solches erkannt und angesehen wird. Wo es aber zu der sinnwidrigen Auffassung kommt, daß man aus Dankbarkeit das Böse nicht mehr böse nennen dürfe, sondern es für notwendig, nützlich, ja gut hält, wie wir oben gesehen haben, überhaupt mit jedem Schwanken des sittlichen Urteils fällt diese Wirkung fort. Schon aus diesem Grunde ist ein eindeutiges, einheitliches sittliches Urteil für Frenssens Weltanschauung ein unumgängliches, dringendes Erfordernis.

Tatsächlich kennt sein praktisches Handeln, seine Haltung durchaus ein Böses. Die ganze Stärke seines Glaubens an ein Gutes und sein Ringen um Erkenntnis spricht sich in den Worten Adam Barfoods aus: „Wer regiert die Erde? Doch die Sonne! Auch im Sturm, Regen und Schnee! Die Sonne regiert! Das Licht! Ebenso regiert Gott ... trotz Krieg, Not und Tod! Aber selbst wenn es wahr wäre ..., daß das Böse regiert, würde mich das stören? Trotz Tod und Teufel halte ich mich zum Guten! Ja, wenn die ganze Welt sinnlos wäre, ein Spiel des Zufalls in Teufels Hand, was geht's mich an? Ich ... ich stehe zum Guten ..." (P. v. P. 289). Oder wenn er über die herabziehende Wirkung des Unglaubens klagt: „Es ist unsagbar schwer, wenn man selber Mut hat und an das Gute glaubt und an die Zukunft, einen Menschen um sich zu haben, der alles Gute in den Staub zieht." Das menschliche Nichtwissen, die Unsicherheit ist kein Grund, an der Tatsache des Guten und Bösen zu zweifeln: „Ich weiß nicht, was vor Gott Sünde ist; ich glaube, er hat die Menschheit gerade zu dem Zweck unterwegs geschickt, daß sie gerade das suche und finde: Was heilig und was Sünde sei" (P. v. P. 604). Wie die biblische Schöpfungsgeschichte lehrt, daß die Erkenntnis des Guten und Bösen allein bei Gott sei, so haben auch nach Frenssens Meinung die Menschen kein sicheres Wissen. Er lehnt es aber ab, deswegen an dem wirklichen Vorhandensein eines absolut Guten zu zweifeln. Die Lebensaufgabe des Menschen ist eben, dies Gute zu suchen und zu erstreben. Eine weitere Begründung seiner An-

sicht gibt Frenssen mit dem Satz: „Du mußt nicht immer fragen, ob dies gut oder jenes böse sei. Woher solltest du denn solch Wissen und Urteil haben, daß du es entscheiden könntest? Und woher käme dir dann die sittliche Arbeit des Lebens? Gott hat nicht schwarz und weiß vor dich hingelegt, daß du es leicht hättest, gut oder böse zu sein, sondern er hat dich in einen wilden und bunten Garten gestellt, daß du zu jeder Stunde Zweifel und Entscheidungen hättest, welche Steige zu legen, wo und was zu roden oder zu pflanzen?" (M. u. M. 49).

Frenssen glaubt also durchaus an ein Gutes oder Böses im absoluten Sinn, nur ist es dem Menschen verborgen. Dies Verborgensein ist ja der Grund des immer neuen sittlichen Ringens und Suchens, das sein soll und muß um des Fortschrittes der Menschheit willen. So will Otto mit seinen Romanen eine „Hinweisung und Ermunterung" geben, „das Gute zu wollen" (799), er will dem „Aufstieg der Menschheit zu allem Guten" dienen(806). Er findet sich mit der scheinbaren Ungerechtigkeit der Welt ab, weil nur so erreicht werden kann, daß die Menschen „das Gute aus freien Stücken tun", nicht um des Lohnes oder Strafe willen. Tante Lene gibt ihrem Sohn beim Abschied als letzten Rat: „Glaube an das Gute und tue es!" (683). Der Glaube an das Gute liegt ja auch in dem Zielsetzen, darin, daß Frenssen sich leidenschaftlich für eine Sache einsetzt, und in seinem Streben nach menschlichen Werten.

Und doch ist trotz allen Glaubens an ein absolut Gutes oder Böses, trotz seines unverkennbaren Ringens um Erkenntnis und Klärung, der Schein der Wertrelativität bei Frenssen nicht abzuleugnen. Das liegt einmal daran, daß er um die Neufassung der Begriffe von Gut und Böse ringt. Es ist bei ihm noch mehr Suchen und Glauben, als Haben und Besitz eines festen Wertbildes. Dann aber vor allem daran, daß sein Maßstab, aus verschiedenen Wertgruppen genommen, verschiedene Werturteile bedingt. Seine Wertrelativität aus diesem Nebeneinander verschiedener Wertgruppen, die jede für sich durchaus positive Werte enthält, deren Miteinander und Durcheinander aber Verwirrung anrichtet, zu erklären, soll Ziel und Aufgabe der folgenden Kapitel sein.

2. Vital- und Naturwerte.

a) Das Leben.

Wenn wir bei der Darstellung der Wertgruppen die vitalen Werte an die Spitze stellen, so geschieht das aus einem zweifachen Grunde. Einmal, weil die Betonung der vitalen, der Naturwerte Frenssens Wertstandpunkt weithin das Gepräge gibt und im Nebeneinander mit anderen Werten jene eingangs erwähnte, zwiespältige sittliche Wertung und Beurteilung verursacht. Dann aber, weil es sich bei diesen Werten um menschliche Grundwerte handelt, um die Grundlagen allen menschlichen Lebens, die zuerst zu schaffen sind, und auf denen sich alles Weitere erst aufbauen läßt. Daher ist auch ihre Darstellung erste unerläßliche Voraussetzung, um die höheren menschlichen

Werte behandeln zu können. Nach dem im ersten Teil der Untersuchung schon Erarbeiteten kann es uns nicht wunder nehmen, bei Frenssen die Natur- und Vitalwerte stark betont zu sehen.

Wir finden die Gestalten, die sich um diese Werte scharen, oder sie selbst darstellen, besonders in Eilerts Umgebung. Er und seine Freunde sind die sichtbaren Vertreter dieser Wertrichtung im „Otto Babendiek". Sie werden geschildert als „Menschen von unbewußt sicherer, breiter Seele, die unbelastet von Sorgen oder doch überlegen, das L e b e n wie einen guten Trunk schlürften, schöne, kraftvolle Frauen ..., mit frohen, sprühenden Augen, mit lebensvollen Bewegungen, breite, kraftvolle, lachende Menschen, Gestalten und Vorbilder eines reineren und froheren Volkes und eines anderen besseren Gewissens" (1134). Mit diesem farbenfrohen, begeisterten Bild zeichnet Frenssen (Otto) die Idealmenschen in vitaler Wertrichtung. Er kommt mit dieser Schilderung dem Menschenideal, das Nietzsche verkündet hat, ganz nahe, dem Macht- und Triebmenschen, der unbekümmerten, lebensvollen, sieghaften „blonden Bestie". Auch Eilerts Klage in demselben Zusammenhang über „die Geducktheit des heutigen Lebens", „den Verfall alles Kunstgefühls" und die schreckliche Farblosigkeit erinnern an Worte und Gedanken Nietzsches. „Er schimpfte auf die Duckmäuser da in der Heimat, die dem Herrgott das schöne Land und das schöne Leben verschämten; aber er wollte schon ein oder zwei Dutzend Gerechte finden, Leute, die das Leben nähmen, wie es wäre, und es gerade so ... wunderbar fänden, und über Sünde oder Nichtsünde, Kirche oder Nichtkirche, Tod oder Teufel lachten und sich einen guten Tag machten in Arbeit, Liebe und Trinken" (997/98). Wie Nietzsche ist es auch Eilert um die Aufzucht eines neuen Menschentypus zu tun: „Wenn er König im Lande wäre, würde er sorgen, daß diese Art vermehrt würde, bis sie das ganze Land erfüllen" (794). Dieses Bild der Aufzucht von Menschen eines bestimmten Arttypus ist ganz vital gedacht, ganz nach biologischen Gesichtspunkten. Und wenn er dieses „adlige Volk" der Zukunft schildert: „gesund, edel, derb-sinnlich, gottesfürchtig, reinlich, lebensbreit und lebensfroh" (1137), so enthält dieses Idealbild des künftigen Volkes von sieben Eigenschaften eigentlich nur zwei, die über den Vitalbereich hinausweisen. Eilert selbst ist das Idealbild eines solchen Menschen. Ein „breites, bäurisches Gesicht", „mit natürlicher, derber Heiterkeit", mit einer „starken Seele, die in seinem starken Körper war" (337/38). Er und seine Freunde haben „mehr Leben" als die anderen (531) und „röteres Blut" in den Adern (340). „Sein innerstes Wesen, sein bestes, war sein rotes Blut" (408). Eilerts überschäumendes Lebensgefühl, das ihn „über alle Gipfel" stürmen läßt (407), zeigt sich am besten in den ausgelassenen, wilden Trinkgelagen in Schenken, Wirtshäusern und der Schäferei. Er ist „wie ein ungehemmtes Kind" (796), unbekümmert, ursprünglich, naturnahe und echt, „voll gesunder Lebenskraft und Lust, ein Freund munterer Geselligkeit und der Frauen, guter Gesundheit und schweren, starken Trunks" (1138), mit „lebensvollen, funkelnden Augen" (1124).

Immer wieder in diesem Zusammenhang stoßen wir auf das Wort „l e b e n s v o l l" – ein Lieblingswort Frenssens –, und es trifft in der Tat den Kern dieser Menschen. Es ist das ihr oberster und erster Wert: das Leben

selbst voll und ganz gelebt, wertvoll gerade in seiner reichen Fülle und vielfältigen Buntheit, das Leben hier wohl weniger in einem religiösen, metaphysischen Sinn genommen, vielmehr als unmittelbares, ursprüngliches Lebensgefühl. Kein Ausdruck ist dafür bezeichnender als: „sie schlürften" das Leben, oder jener Ausruf Eilerts während eines Trinkgelages: „Die meisten Menschen atmen nur! . . . Ich lebe! . . . Und in Stunden wie diese doppelt" (1135). Es ist eine besondere Art von Lebensgefühl, das das Leben als blutvolles, leibhaftes, natürliches stärker und intensiver spürt. Aus solchem Gefühl heraus wird alles, was das Leben erhält, stärkt, fördert, steigert, als besonders wertvoll empfunden und erfährt dadurch eine absolute Ueberbewertung. Daß solche Lebensphilosophie oft aus dem Entbehren gesunden Lebensgefühls erwächst und ihre besondere Bedeutung, wie schon Nietzsche erkannt hat, „von der Kranken-Optik aus gesehen" erhält, werden wir im folgenden bestätigt finden.

Otto sagt über diese Lebensauffassung und ihre Darstellung in seinen Romanen: „Man hat mir vorgeworfen, daß ich die Menschen zu natürlich-menschlich, zu sinnlich-wild darstellte. Man hat diesem Vorwurf den anderen hinzugefügt, daß ich den Menschen in diesen ihren Trieben ein sittliches Recht zuspräche. Die Menschen sind so. Und ich, der Erzähler der Menschen, muß sie lieben, wie sie sind. . . . auch verteidigen, wie sie sind, und sagen: was im Blut ist, das ist auch im Recht!" (915). Das B l u t als Symbol des Lebens und der Lebenskraft, spielt in diesem Zusammenhang eine große Rolle und gibt geradezu den Maßstab für die Beurteilung und Bewertung der Menschen. Wertvoll sind, so gesehen, nur die starken, lebensvollen und blutvollen Menschen, während die schwachen, „mit blutleeren Lippen", die schmalen als minderwertig, lebensunfähig und völlig wertlos angesehen werden. Hier liegt eine Wurzel von Frenssens Widerstand gegen die bürgerliche Sitte, die diese Menschen zu stützen und jene zu verurteilen geneigt ist, und gegen die bürgerlichen Naturen, für deren Kennzeichen er hält, daß sie „auf schmalem Raum reinlich zu leben" (1280) vermögen. Frenssen will zeigen, daß „Fleisch und Blut der Weg der Gottnatur sind, die Menschen und die Menschenwelt weiterzubilden. . . . daß die Menschheit mit Fleisch und Blut weiterkommen soll . . . Ich wollte zeigen, wie ich das Leben, in Goetheschem Sinn, blutvoll auffaßte, liebte und anerkannte, und danach, ja eben auf diesem Wege die hohe Zukunft des Reiches Gottes sähe" (M. u. M. 294).

Aber neben dem Rechtfordern des Blutes steht an jener obenerwähnten Stelle sehr viel vorsichtiger: „Die Menschen sind von Blut. Und im Blut mag ihr Häßliches wohnen; es wohnt auch ihr Schönes darin" (916). Es ist aber ein Unterschied, ob man diesen Erscheinungen des menschlichen Lebens ihr sittliches Recht zusprechen will, oder ob man sie für häßlich erklärt und nur die dichterische Darstellung dieses Häßlichen zu verteidigen sucht. Das ist eben das Widerspruchsvolle, Uneinheitliche in Frenssens Ansicht: Er fordert für alles, was im Blut liegt, für alle Triebe der Menschen ihr sittliches Recht und muß doch hinzufügen, daß in diesen Trieben neben dem Schönen auch das Häßliche des Menschen wohnt. Was vom vitalen Wertstandpunkt aus, unter verengtem, biologischem Gesichtsfeld

als wertvoll und berechtigt erscheint, kann, ja muß vielleicht nach höherem, allgemeinem Maßstab seinen Wert verlieren, verurteilt oder doch gering geschätzt werden. Schon hier sehen wir, daß verschiedenen Wertgruppen verschiedene Maßstäbe eigen sind.

Von den Folgeerscheinungen des vitalen Lebensgefühls wollen wir in den folgenden Abschnitten handeln. Hier soll nur der Wert des Lebens noch an einem Beispiel gezeigt werden, und zwar an der Stellung zu Mord und Selbstmord. Sehr aufschlußreich sind in dieser Hinsicht die Ereignisse in jener Nacht, als das Leben Eilerts auf dem Spiele steht. Eilert hat durch eigene Schuld auf der Flucht durch Rußland seinen Pelz verloren und würde in dieser Nacht erfrieren. Aber Otto und Balle verschaffen ihm einen Pelz, indem sie ihren gemeinsamen Heimatsgefährten Diether Blank, einen unzuverlässigen, dem Trunk verfallenen Menschen, zuerst betrunken machen und ihm dann nahelegen, seinen Pelz auszuziehen und dadurch Eilert das Leben zu retten. Es liegt eine eigenartige Mischung von Mord und Selbstmord hier vor. Entscheidend ist aber für uns das Abschätzen zweier Lebenswerte gegeneinander. Balle fragt Diether: „Was meinst du, wieviel du wert bist... ich meine, so als Mensch" (1010). Als dieser in seinem alkoholisierten, bedrückten Zustande antwortet, daß er keinen Taler wert sei, sagt Balle: „Da im anderen Loch sitzt einer, der ist tausend Daler wert..., der muß erfrieren, wenn er deinen Pelz nicht bekommt" und rettet damit Eilert das Leben. Als Maßstab für solches Abwerten zweier Lebenswerte kommt allein der biologische in Frage. Scheinbar Lebensunfähiges wird für ebenso scheinbar Lebensfähiges geopfert, weil das letztere der höhere Wert ist. Die Forderung der Opferung fremden Lebens ist überhaupt nur auf dieser vitalen Ebene möglich, wo der verengte Blick allein auf die Lebensfähigkeit eines Menschen, die noch dazu selbst niemals feststeht, gerichtet ist. Und ganz wie in der Biologie wird die Erhaltung der lebensfähigsten und brauchbarsten Art als letztes und oberstes Ziel angesehen. Als Eilert selbst später von diesem Opfer erfährt und von dem Urteil, das seine Freunde damals über Diether Blank sprachen, heißt es: „So, so", sagt er. Und nach einer Weile sagte er spöttisch: „Ihr großen Richter!" Weiter sagte er nichts darauf" (1017). Ebenso stehen häufig in unserem Roman Menschen abseits, gewissermaßen als Zuschauer, wenn andere sich das Leben nehmen. Wo die Lebensfülle, das starke Lebensgefühl fehlt, scheint es ihnen recht und billig, daß solche „Lebensunfähige" davongehen.

Anders sieht diese Frage aus, wenn man sie betrachtet von denen aus, die selbst in dieser Not stehen. Bei ihnen findet der Sehnsuchtsruf nach vitalem Lebens- und Wertgefühl seine Erklärung dadurch, daß durch dieses allein ihnen geholfen werden kann. Ihr Ruf nach vitalen Werten kommt aus Mangel an vitaler Kraft, der ihr Leben gefährdet. So sagt Nietzsche im „Ecce Homo": „Ich machte aus meinem Willen zur Gesundheit, zum Leben, meine Philosophie. Denn man gebe acht darauf: die Jahre meiner niedrigsten Vitalität waren es, wo ich aufhörte, Pessimist zu sein: der Instinkt der Selbstwiederherstellung verbot mir eine Philosophie der Armut und Entmutigung." Bei ihm ist es also instinktive Notwehr, Selbsterhaltungstrieb, wenn er diese

Lebensphilosophie ergreift, wie ja häufig die im praktischen Leben als Werte erkannten Ideale zur Annahme einer bestimmten Weltanschauung führen. Der Tiefstand seiner Vitalität löst lebensnotwendig den Ruf nach vitalen Werten, den Willen zur Gesundheit aus.

Zwei Gefahren drohen dem Menschen mit gefühltem Wertmangel; die eine ist das von Nietzsche entdeckte Ressentiment, das durch Verkleinerung und Herabsetzung dieser fremden und Höherstellung der eigenen Werte dem Menschen Ruhe verschafft. Die andere Gefahr ist die, daß die fehlenden Werte aus dem Gefühl des Entbehrens heraus eine Ueberbewertung erfahren, daß in dem Streben, einen Mangel auszugleichen, diese Werte als oberste Werte auftreten. Während Nietzsche in aller Schärfe das Ressentiment ablehnt und verurteilt, ist er der zweiten Gefahr selbst verfallen. Ein schüchterner, zarter Mensch, mit schwacher Gesundheit predigt den Uebermenschen, die Herrschaft des Leibes, sieht sein Ideal in einem kräftigen, ehernen Zeitalter. Der Wille zur Macht bestimmt seine Weltanschauung. Ein Grübler und Einsiedler sehnt sich nach leichtem Sinn und griechischer Heiterkeit. Vom Punkt der „niedrigsten Vitalität" aus ergreift er die am stärksten lebenbejahende und lebenverherrlichende Philosophie, aus mühsamem Kampf um die Selbstbehauptung und um gesundes Lebensgefühl ertönt der Ruf nach Lebenssteigerung und Machtbewußtsein. So erkennt man, daß Nietzsche die Ideale des Griechentums und der Renaissancemenschen nicht aus sich heraus, sondern im Gegensatz zu sich selbst schuf, und sie daher nicht als Eigenwerte ihrer Bedeutung gemäß bescheiden und maßvoll einschätzte, sondern als fremde entbehrte Werte überschätzte. Man vergleiche die ganz ähnlich zu erklärende Vorliebe C. F. Meyers für die Renaissance und ihre Machtgestalten.

Auch Frenssens Ueberbetonung dieser Werte ist wohl so zu erklären. Es ist dies der Punkt, an dem er sich mit Nietzsche berührt. Frenssen erkennt die Werte unmittelbar im praktischen Erleben, und aus seinem praktischen Lebensproblem erwächst ihm seine Weltanschauung. Auch er ist als einsamer Grübler, mit einer von Natur zarten Gesundheit, der noch dazu inmitten einer ländlichen Bevölkerung lebt mit all ihrer ungebrochenen Kraft und instinktsicheren Natürlichkeit, erfüllt von Sehnsucht nach solchen Lebenswerten. Kräftig zu sein wie diese Bauern, natürlich und unbekümmert zu denken und zu handeln wie sie, erscheint ihm als oberstes Ziel. Im Verlaufe einer der ausgelassenen, wilden, kraftvoll überschäumenden Feste Eilerts und seiner „Rotbunten" sagt Otto: „Ich konnte mich wohl in solche Stimmung hineinfühlen, ja, ich beneidete ihn um solch Wegwerfen aller Schwere. Aber ich konnte es nicht mitmachen" (1135). Diese Stelle gibt den Schlüssel zu Frenssens Verständnis: Er selbst besaß dieses Lebensgefühl nicht, entbehrte es aber und beneidete die anderen darum. Aus diesem eigenen Wertmangel heraus kommt er zu einer Ueberbewertung dieser Werte. Seine schwermütigen Selbstmordgedanken sind gänzlich unvital, Bekenntnisse, etwa wie die folgenden: „. . . ich quäle mich damit (mit dem Leben) wie mit einer übergroßen Last" (Gr. 74). „Ich habe schon lange Jahre hindurch die Toten beneidet, die nach einem redlichen, mühsamen Leben in ihren Gräbern liegen; ich wollte, ich wäre auch

so weit.' So schrieb ich 1905 ... Jetzt habe ich nicht gerade Sehnsucht nach dem Tode; aber ich hänge in keiner Weise am Leben" (M. u. M. 204). Für Menschen, bei denen das Vitale so sehr geschwächt ist, wird eine Betonung des Vitalen ein Akt der Notwehr und der Selbsterhaltung, und die Ueberbewertung des Vitalen verständlich. Die Erfüllung der Vitalwerte ist ja als Grundlage allen menschlichen Lebens unumgänglich nötig. Nur dürfen diese Werte nicht den höheren Anspruch erheben, als Selbstwerte, als absolute Werte zu gelten. Sie dürfen sich nicht, wie es häufig bei Frenssen geschieht, zu stark in den Vordergrund drängen und eine geradezu beherrschende Stellung einzunehmen beanspruchen.

Wir haben uns hier noch einmal gegen den Einwurf zu sichern, daß wir bei der Darstellung dieser Wertgruppe uns vorwiegend an Eilert halten, und daß es nicht ohne weiteres berechtigt ist, seine Ansichten und Urteile auf Frenssen zu übertragen. Dagegen ist zu sagen, daß wir uns ja hauptsächlich auf Urteile Ottos über Eilert stützen. Mit der Gestalt Eilerts steht es aber so: Von „Hilligenlei" bis zum „Pastor von Poggsee" sind fast alle Hauptgestalten der Romane Frenssens mit vitalen Einzelzügen ausgestattet und diese also in Frenssens Selbstdarstellung einbezogen. Erst im „Otto Babendiek" ist die Selbstdarstellung in Otto davon fast ganz rein gehalten und dafür ein besonderer Wertträger in Eilert geschaffen. Vielleicht wollte Frenssen hier, im Unterschied etwa vom „Pastor von Poggsee", deutlich trennen zwischen seinem eigensten Wesen (Otto) und dem, was in seinen Romangestalten teils Wunschbild, teils Gefahr war (Eilert). Immerhin ist die Gestalt Eilerts mit so viel unverkennbarer Zuneigung und spürbarer Wärme geschildert, daß wir ihn auf jeden Fall in unsere Untersuchung einbeziehen müssen. Außerdem geben die zahllosen Erwähnungen der Verwandtschaft Ottos nach Blut, Seele und Art mit Eilert die Berechtigung, auch in Eilert Wesenszüge Frenssens zu sehen, die hier nur von der Hauptgestalt abgespalten und selbständig geworden sind. Bestätigt wird diese Auffassung durch die angeführten Stellen aus Frenssens anderen Schriften, die sich beliebig vermehren ließen. Wie stark Frenssen auf seiten der „Blutvollen", der vitalen Naturen steht, wird einem ganz erst aus den „Grübeleien" und „Möven und Mäusen" klar. In den Romanen bleibt stets die Unklarheit, ob die liebevolle Zuneigung zu den „bedenklichen" Naturen Barmherzigkeit oder Wertschätzung ist, ob er diese entschuldigen oder verteidigen will. Aber auch die angeführten Urteile Ottos zeigen deutlich genug, wie stark dieser als Wunschbild angesehen und als solches gewertet werden darf.

b) Heimat und Natur.

Natürlich sind solche mehr triebhaft handelnden und fühlenden Menschen auch sehr stark und innig mit der Natur und besonders ihrem Heimatboden verbunden. Sie wachsen aus ihm heraus, fühlen sich an ihn gebunden, und sie besonders empfinden das Losgerissenwerden als Abschneiden ihres Lebensfadens. Vom Wert der H e i m a t , von Heimatliebe und Heimatsehnsucht künden alle Romane Frenssens so sehr, daß dieser Zug zu seiner Einordnung unter die Heimatdichter geführt hat.

Am schönsten gibt er dies Thema in „Den drei Getreuen" an, wo es ja im besonderen das Grundthema ist: „Die deine Meere nicht sahen, Heimat, kennen dich nicht. Sie kennen deine Größe nicht. Wer durch deine Wälder und Heide wandert und in deine Seen blickt, liegt an deiner Brust; er sieht deiner Augen Leuchten, deines Leibes Pracht, dein Atmen. Aber da draußen auf den Wellen, von frischem Wind umweht, da sah ich dich ganz, von den weißen Füßen bis zum dunklen Scheitel, in deinem schweren Mantel von schillernden, rieselnden, rauschenden Wellen mit den weißen Borden der Brandung. Da war es, wo du sagtest: Singe ein Lied von mir! Wer dein Lied singen könnte, du schönes, stolzes Heimatland, und dessen, der über dir wacht" (327). So tönt das hohe Lied der Heimat durch alle Romane Frenssens, ihren hohen Wert verkündend und vor den Gefahren der Fremde warnend. Erschüttert stehen Kai Jans und Jörn Uhl vor dem Elend der heimatlosen Großstädter: „Wieviel Heimweh in dieser großen Stadt ist! Jeder dritte Mensch hat Heimweh, nicht bloß die, welche auf dem freien Land geboren sind, nein, es liegt auch noch ihren Kindern im Blut. Erst das dritte Geschlecht begreift, daß es klug und schlau ist, übereinander in engen Straßen zu wohnen" (Jörn Uhl 283). Stärker als andere empfinden diesen Wert, besonders den Mangel dieses Wertes vitale Naturen wie Eilert. Sein Blut, sein Lebensinstinkt fühlt sich besonders innig mit Natur und Heimaterde verbunden, aus der er seine Lebenskraft nimmt. Sobald „er in seinem Herzen die Heimat verloren" hat, gewinnt „all das, was in seiner Natur an herabziehenden und zerstörenden Mächten" ist, Gewalt über ihn (1230). Er verfällt in der Fremde.

Auch Otto lebt und zehrt von seiner Heimat: „O, wie blaut der Himmel über der Heide meiner Kindheit, summen die Bienen und weht das graue Gras! Wie rauscht das Meer schwer und langsam in der Sommernacht, und brüllt im Herbst und stößt gegen das Land" (765). Mit heißem Zorn spricht er vom Unrecht derer, die ihre Heimat verlassen: Ich „dachte mit Bitterkeit an die Unruh' und Sünde der Menschen, die, gegen Natur und Gott streitend, verläßt, was das Schönste und Liebste ist, um nach Gütern zu graben, die vergänglich, und nach Freuden, die sehr zweifelhafter Art sind" (850). Schon als Kind hat er den Wert der Heimat deutlich spüren gelernt und nach einer langen und mühsamen Entwicklung findet er in der Heimat zu sich selbst und zur inneren Freiheit in jenen Wochen „von wunderbarer, trächtiger Fruchtbarkeit": „Ich lebte zum erstenmal seit meinen Kindertagen in dem mir gemäßen Zustand: in der Heimatlandschaft" (932). Als Dichter ist sie ihm der unentbehrliche Hintergrund und Urgrund seines Schaffens geworden: Er braucht „eine Gemeinschaft von Menschen, welche den ganzen Kreis des Menschentums darstellt, arm und reich, Regierte und Regierende, Weltliche und Geistliche, Stadt und Land, Tagelöhner, Bauern, Handwerker, Lehrer Landvögte, und im Hintergrund angedeutet das ganze Volk und die Regierung. In solch rundem Abbild der ganzen Welt befand ich mich, fühlte und genoß es; und war doppelt froh, daß dies Abbild meine Heimat war" (968/69). Hier zeigt sich die Verbindung des Heimatgefühls mit dem der Zugehörigkeit zu einem bestimmten Kulturganzen.

Dieser Wert des Volkes und der Rasse spricht sich bei Frenssen in starkem, artbewußtem Zugehörigkeitsgefühl zum deutschen Volk und Kulturkreis, wie in seinem starken Rassebewußtsein als Mensch nordischer Rasse aus. Was Frenssen in diesem Zusammenhang das eigentümlich-germanische Welt- und Lebensgefühl nennt und in Gegensatz zur christlichen Weltanschauung setzt, ist nicht immer klar gefaßt. Es ist die Frage, ob nicht vieles von dem, was Frenssen als altgermanisch ausgibt, nichts weiter ist als der allen Naturvölkern gemeinsame Sinn für das Natürliche und Ursprüngliche, der eben in der Landbevölkerung noch besonders lebendig ist. Die Verherrlichung der niedersächsischen Heimatkultur wäre dann nur der alte, seit den Anfängen der Kultur immer wieder ertönende Ruf: Zurück zur Natur!, für unser Gebiet in der besonderen Form des: Zurück zur ländlichen Sittlichkeit! „Ich hänge mehr an natürlichen und allgemeinen Gewalten: an Meer und Land, Wasser und Luft, Mensch und Tier, Schönheit und Liebe, Geist und Kraft", sagt Eilert (1017). Er ist „mehr als andere Menschen ein Wesen der Natur" (375), ja, er war „ein Stück Natur" (632), „er war sie selbst, ihr geklärtes Sein und Wesen" (1137). Und Adam Barfood sagt: „Wir (Landleute) stecken noch mehr im Natürlichen, wodurch wir denn wahrere und wirklichere Menschen bleiben" (P. v. P. 584).

Ueber die N a t u r , die Schöpfung, die Frenssen als eine Art religiösen und damit obersten und beherrschenden Wertes setzt, haben wir im ersten Teil unserer Untersuchung eingehend gehandelt. Wie dort, so zeigt sich auch hier, daß die Natur und ihre Werte in ein eigenartiges Nebeneinander mit Gott und den religiösen Werten tritt. Dieses Nebeneinander, das den christlichen Dualismus beseitigen sollte, führt erst recht zu einer gegensätzlichen Spannung. Wie sehr Frenssens Naturbegeisterung, die in glühender Liebe alles, was die Natur hervorbringt, bejaht und verehrt, sich als Widerspruch und Opposition gegen den christlich-kirchlichen Dualismus und seine Ueberbewertung des Geistes erklärt, sehen wir aus folgenden Aufzeichnungen: „Immer wieder der trostlose Gedanke, daß es so sein könnte: Wie gewisse Pflanzen und Tierarten zugrunde gingen in dem Laufe der Jahrtausende, weil sie sich im Widerstreit gegen die Gesetze und Zustände der Natur entwickelt hatten . . ., daß in derselben Weise das menschliche Tier von da an einen verkehrten, zur Unfruchtbarkeit und dann zum Tode führenden Weg einschlug, als es anfing, das Gehirn über die sinnlichen Dinge hinaus zu züchten, so daß wir in der Jetztzeit schon mit dem „Dennoch" unseres Glaubens, mit dem Unmöglichen unseres Wollens und Glaubens, mit dem, was wir das „Beste" nennen, der langhalsigen Giraffe gleichen, die sich bald nur noch im Gehege wird halten können, nicht im weiten, freien Felde. Wer hilft von solchen Gedanken, die den Willen in den Staub ziehen?" (M. u. M. 141). Dagegen hilft bei Frenssen nur die Gegenbetonung des Sinnlich-Leiblichen: „Das Erste im menschlichen Sinn und Leben ist der Eros, die schöne Sinnlichkeit. Sie ist die Quelle alles schönen, gesunden Lebens. Das Erste ist, daß die Menschheit und der einzelne Mensch zum Leib und den Sinnen ein fröhliches ‚Ja' sagt. Hier bin ich aus Erde und Geist gemacht, mit starkem und heiterem Willen, Freude und Lüsten meiner Augen und Glieder! Dies erste verlangt Gott

von uns, der uns so gemacht hat" (M. u. M. 256). Auch hier müssen wir feststellen, daß es sich freilich um Grundwerte des menschlichen Lebens handelt, deren Erfüllung und Besitz unumgänglich notwendig ist, daß aber ihre Ueberbewertung erst recht zu einem – zwar andersgearteten – Dualismus führt. Die übertreibende Wertschätzung alles Natürlichen schafft keine Harmonie, kein harmonisches Nebeneinander, sondern erst recht ein scharfes Gegeneinander von Körper und Geist.

Auch der Wert der menschlichen Natur, das Wertbewußtsein der Eigenart, gehört unter die vitalen Werte. Auch das ist zweifellos ein Grundwert menschlichen Lebens, da ohne Selbstvertrauen und Selbstachtung, ohne den daraus entstehenden Lebensmut und die Arbeitsfähigkeit ein Mensch nicht bestehen kann. Der Glaube an den Wert der Menschennatur, wie sie ist, nicht wie sie sein soll, wird die Voraussetzung für Kai Jans Befreiung und ein tätiges Leben. Hilf- und mutlos, unsicher und lebensunfähig irrt er durch das Leben, bis er Selbstvertrauen und eigenes Wertbewußtsein findet: „... sei stolz auf deine Erscheinung und deine Natur, sei sicher darin und bilde sie aus! Glaube, daß viel Gutes und Edles in dir sei!" (349). Im Gegensatz zu ihm ist Adam Barfood ein ganz selbstsicherer, eigenbewußter Mensch, immer voll gesunden Zutrauens zu seiner Natur und voll starken Wertgefühls. Gerade hierin zeigt er sich deutlich als Wunschbild Frenssens, der schwer um solche Sicherheit ringen mußte.

„Unsicher" ist ja ein außerordentlich häufiges Wort in Frenssens Romanen. Von Eilerts Menschenideal, den „Rotbunten", heißt es einmal: Es waren Leute „von einer gewissen, sicheren Breite, ja Ueppigkeit des inneren Lebens, und von breitem, sicherstem Gang und lauter, wogiger Stimme" (794). Das ist Frenssens Ideal. Durch den ganzen Roman geht die Klage über die Unsicherheit Ottos und das Ringen um seine äußere und innere Sicherheit. Um nichts beneidet er die Menschen mehr als um diese feste Haltung, die aus Selbstvertrauen und innerem Wertgefühl stammt. Eine verhängnisvolle Rolle spielt in dieser Hinsicht die ihm stets ungemäße, äußerlich überlegene Umgebung in der Zeit seiner Entwicklung, wie wir schon gezeigt haben. Selbst in der Familie der herzensguten Tante Lene fühlt er sich nicht heimisch und sagt: „Ich bin ein kleiner Dorfjunge, und komme aus einer Dorfschmiede und aus einer Knechtskammer. Sie sind mir alle, alle zu fein, zu vornehm, bei all ihrer Zutraulichkeit, und darum fremde und andere Menschen" (349). Später sagt er einmal zu seiner Tante: „Woher kam ich und was war ich! Ja, was bin ich bis auf diesen Tag! Ihr wart immer feinere, höhere Menschen für mich, das Dorfkind, das Handwerkerkind... Ich sah immer zu euch auf!... Und ich tue es bis auf diesen Tag" (748). Ueber sein mangelndes Vertrauen in seine Kunstbegabung sagt er: „Wie sollte ich zu dem Glauben kommen, etwas schreiben zu können, das etwas Besonderes wäre! Es ist ein weiter Weg für mich bis zur Kunst und ein noch viel weiterer bis zu dem Glauben, daß ich selber ein „Kunstmacher" bin. Ich habe mein Leben in einer Landschaft zugebracht, die von Kunst nichts weiß... Nein, ich habe kein Vertrauen!" (704/05). Zeitlebens klagt Otto über sein mangelndes Selbstvertrauen, über seine Scheuheit, das innere Schwanken, die Unselbständigkeit und Unsicherheit.

Ebenso schreibt Frenssen von sich nach Erscheinen des „Jörn Uhl", also seines dritten Romanes: „. . . da ging ich zum erstenmal in meinem Leben in leidlicher Sicherheit durchs Dorf. Es war, als wenn ich gewagt hätte, eine Maske abzunehmen, die ich von Kind an als etwas Lästiges getragen hatte. Und ich stellte mit Erstaunen fest, daß doch nur einige über das Gesicht, das zum Vorschein kam, spotteten" (M. u. M. 243). Oder: „Ich muß fest und sicher in dem Glauben sein, daß meine Natur etwas wert ist . . . Dieser Glaube hat mir immer viel Mühe gemacht" (M. u. M. 63). Wie sehr ihm dieses Selbstvertrauen mangelt, bis zum völligen Schwund jeden Selbstgefühls, geht aus folgendem Bekenntnis hervor: „Ich habe keine so große Freude an meiner Natur, daß ich sie fortsetzen möchte, sei es als Vater eines Kindes oder in einer Selbstdarstellung, in einer Erzählung . . . Ich habe immer meine Freude gehabt an Menschen, wie ich selbst nicht bin, an den selbstsicheren, lebensmutigen, lebensklugen" (M. u. M. 9). Solches Lebens- und Selbstgefühl darf man wohl als gänzlich unvital bezeichnen. Wie hier Frenssen selbst von der Freude an den Werten und der Eigenart anders gearteter Menschen spricht, so ist die ganze Verkündigung der Vital- und Naturwerte, sein Einsetzen für diese Grundwerte, nicht aus festem, eigenem Wertbesitz, sondern als ein Ruf ungestillter Wertsehnsucht zu erklären.

c) Kraft und Tapferkeit.

Daß Menschen mit starkem Lebensgefühl auch eine besondere Einstellung zu allen Aeußerungen körperlicher Kraft einnehmen, ist kaum verwunderlich. Breite, starke Kraftnaturen überwiegen unter den Menschen dieser Wertrichtung, und so sind Mut, Tapferkeit, Kraft und Männlichkeit als Ausdruck des Gesunden, Kräftigen, Lebensvollen für sie Werte über das gewöhnliche Maß hinaus. Wenn Adam Barfood all seine geistliche Würde nicht davor zurückhält, einem ihn öffentlich und gemein verdächtigenden Schweinehändler an die Kehle zu springen, ihn zu würgen und gegen die Wand zu stoßen, so haben wir dafür ein sprechendes Beispiel. Derselbe Pastor von Poggsee hat in der unsicheren Revolutionszeit neben seinem Bett ein Beil liegen, um jederzeit zur Gegenwehr bereit zu sein, und treibt Handwerksburschen, die ihm auf der Straße Schimpfworte zurufen, mit Steinwürfen in die Flucht. Das alles sind Aeußerungen eines natürlichen, blutvollen Menschen, der triebhaft, unbekümmert handelt und sich voll Vertrauens seiner Natur überläßt.

„Starke Naturen" fordern „breiteres Recht", heißt es im „Otto Babendiek" (551) zu Eilerts Verteidigung. „Wer ist mehr Mann als er?", sagt Eva von ihm und erzählt als Beispiel jenes überschäumenden, wilden Kraftgefühls: „Ich erinnere mich, daß er mich einmal abends auf seinen starken Armen über den Kirchhof trug. Er wollte mich seinen Vorfahren zeigen, die in den halbverfallenen Erbgräbern liegen" (619). Er, dessen „stadtbekannte, körperliche Kraft" (520) oft genannt wird und Pastor Bohlen, „von dessen Körperkraft und leider auch Trunksucht man sich viel erzählte" (631), vollbringen beide dasselbe „starke Stück", ein Pferd vom Boden weg aufzuheben und auf dem Rücken fortzutragen (638). Mit dieser Kraftprobe, die sie bei einer Hochzeitsfeier

in der Schäferei geben, wollen sie zeigen, daß noch „Kraft in den Knochen" ist. Selbst Tante Lene, diese gütige, edle Frauengestalt, kann sich in ihrer Lebensfülle und überströmenden Kraft nicht solcher unmittelbar körperlichen Aeußerungen enthalten. Etwa, wenn sie aus Abscheu vor Onkel Peter mit dem Fuße nach ihm stößt (304) oder in Wut den gefangenen Dutti Kohl in die Seite stößt (1222).

Frenssens eigene Haltung und Einstellung zu Gewaltakten oder sonstigen leiblichen Kraftäußerungen finden wir wohl eher in Ottos Worten, „daß er Scheu, ja Abscheu vor jeder Gewalttat und Roheit" hatte (95). Seine Körperbeschaffenheit schildert er gelegentlich der Flucht durch Rußland. Er spricht dort „von einer gewissen Zartheit, die ich immer gehabt hatte; ich bin nicht so breit von Gliedern, wie die meisten meiner Rasse" (1001). Frenssen ist nicht „breitschultrig" genug, wie er selbst einmal sagt, ihm fehlt das Kraftvolle, Robuste. Das Zarte, Zierliche seines Körperbaues, das oft erwähnt wird, scheidet auch hier die Möglichkeit aus, daß es sich um einen eigenen Wertbesitz Frenssens handelt. Und doch schreibt er in den „Grübeleien": „Das Natürliche, Helle, Mutige, Starke ist das Gute" (249). Wenn Nietzsches Liebe und Sehnsucht den strahlenden, siegessicheren, lachenden und starken Persönlichkeiten gilt, Gewaltmenschen wie Napoleon oder den Renaissancemenschen mit ihrem robusten Gewissen und ihrer natürlichen Kraft, so ist das dieselbe Erscheinung.

Wieviel Recht und Berechtigung Frenssen solchem robusten, kraftvollen Handeln und Sichdurchsetzen einräumt, wie sehr auch dies im Blute wurzelnde und durch unbeherrschte Triebe sich auswirkende Kraftgefühl sein sittliches Recht zugesprochen bekommt, das sehen wir an der Beurteilung der durch Kriegs- und Revolutionsschieber neu entstehenden Kaufmannsgeschlechter. Otto beobachtet ein paar „tüchtige Schieber" (1152). „breite, starke Figuren bester Ernährung und mit kräftigem Appetit", Menschen mit „robustem Gewissen". Und sein Urteil lautet: „Es ist eine gesunde, kraftvolle Sorte Menschen, tüchtige Gründer neu aufsteigender Geschlechter, noch grob an Körper und Gewissen. Familienanfänge sind oft dunkel, auch beim Adel; im Anfang war oft der Räuber ... Und so ist nichts dagegen zu sagen. Neues, frisches Blut muß hochkommen" (1152/54). Auch das ist ganz biologisch gesehen und gewertet, das Kraftvolle und Robuste mag sich durchsetzen und sich Recht verschaffen, neues Blut ist ein Erfordernis der Biologie. Das Biologisch-Wertvolle drängt die Frage nach dem sittlichen Wert und der sittlichen Berechtigung in den Hintergrund. Noch ein letztes Beispiel: Es kommt Frenssen in solcher Befangenheit des sittlichen Urteils und Geschmacks auch nicht darauf an, wie in seinem jüngsten Roman „Dummhans", die Entscheidung durch einen Ringkampf herbeizuführen und auf diesem gewaltsamen Wege dort den endlichen Sieg des Guten zu sichern.

d) Sexuelles.

Wie das leibliche Leben als solches und alle unmittelbaren Aeußerungen desselben als besondere Werte empfunden werden, so finden wir bei Frenssen auch eine besondere Wertung des S e x u e l l e n. Es wird als Ausdruck eines

gesunden, kräftigen Körpergefühls gewertet, weil es das Leben fördert, hebt und stärkt. Von hier aus läßt sich Frenssens Sexualethik am besten verstehen, deren ganz allgemeine Richtlinien wir nun aufzeigen wollen, ohne auf ihre Einzelheiten einzugehen. Die Grundlinien, die sich gerade vom vitalen Wertstandpunkt aus für das Handeln und Urteilen der Menschen ergeben, sind bezeichnend und bestimmend für Frenssens Ansichten vom Sexuellen. Mit ihrer Darstellung greifen wir an die Wurzeln seiner sexuellen Problematik.

Im „Otto Babendiek" ist eine gegenüber den früheren Romanen auffallende Zurückhaltung in der Darstellung und Beurteilung alles Sexuellen festzustellen, und wir könnten uns, wenn wir uns auf diesen Roman beschränkten, kurz fassen. Otto klagt über Bothildes „unwürdige Bande" der nur sinnlichen Liebesbeziehungen, von denen sie sich nicht frei machen kann, obwohl sie wert- und zwecklos sind (937). „Daß du das erträgst, du, die Stolzeste im Land!" (940). „Ich verstehe es nicht . . ., Du . . ., ein so großer und starker Mensch . . ., daß du in der Liebe so hinfällig bist" (941). So klagt Otto über ihr Untertansein ihren Trieben, über ihre mangelnde Widerstandskraft. Barbara, die das Leben genießt, indem sie bald mit diesem, bald mit jenem Manne spielt (965), nennt er ein „abenteuerndes und unzuverlässiges Wesen", das von einer Hand in die andere geht (1151). Helmuts respektvolle, beherrschte Zurückhaltung ihr gegenüber erklärt er, „weil er ein vornehmer Mensch ist und dich für ebenso vornehm hält" (966). Auch hier ein Verurteilen der Unbeherrschtheit und der nur sinnlichen Liebesabenteuer. Man denke ferner an das Werben des Kaufmanns Dierksen um die verheiratete Almut (907), das als „schamlos" bezeichnet wird, und vergleiche damit die Werbung des Küsters um Gude Barfood im „Pastor von Poggsee"!

Auch das Zueinanderkommen von Otto und Eva, der zweiten Ehe Ottos, ist alles andere als sinnlich betont und gefärbt. Man denke nur an die Werbung, die in einer gänzlich unsinnlichen Langsamkeit und Schwerfälligkeit vor sich geht, und an die vielen vorbereitenden und begleitenden Gespräche (1252 ff.). Hier ist vor allem eine ganz über die vitale Linie hinausweisende, geistig-seelische Gemeinschaft gesucht, und die nichtvitalen Werte geben der Ehe ihre Bedeutung. Mit vorsichtiger Zurückhaltung sind auch alle Frauengestalten im „Otto Babendiek" gezeichnet, mit Ausnahme der Frauen, die zu Eilert in Beziehung stehen. Aber selbst von Bothilde heißt es in der Zeit ihrer freien Ehe mit Eilert: „Die Lage, in der sie sich jetzt befand, mochte ihrem ernsten, schweren Herzen auch Mühe genug machen" (1123). Von sich selbst sagt Otto: „Ich war neunzehn und ohne Erfahrung; ich lebte noch in der Verehrung Almuts und Evas; das war mein Alles an Erlebnissen" (545). Nach seinen ersten Universitätsjahren sagt er: „Ich bin trotz zweier Jahre in München ein junger Mensch mit ein paar sehr dürftigen und sehr einseitigen Erfahrungen auf diesem weiten, weiten Gebiet, unverdorben" (590).

Diese Darstellung ist eine offensichtliche Abwendung Frenssens von der Art, wie alle Vorgänger Ottos, vom Jörn Uhl bis zu Adam Barfood ihre vorehelichen Liebeserfahrungen machen. Es ist ein deutliches Abschwenken Frenssens von der nur vitalen Ansicht des Sexuellen. Wenn wir in Otto eine Selbstdarstellung Frenssens im besonderen sehen dürfen, so wäre das ein

weiterer Beweis dafür, daß es sich bei den vitalen Werten nicht um selbsterlebte, sondern nur selbstentbehrte Werte handelt, um kein Werthaben, sondern nur um ein Wertsehen.

Wie Erinnerung an eine frühere Periode, gleichsam als Ueberbleibsel von ihr, wirken Eilerts Liebeserlebnisse und Ottos erste Ehe. Diese nur auf leib-sinnlicher Grundlage eingegangene und bestehende Ehe ohne jede geistig-seelische Gemeinschaft ist wie ein in die Ehe verdrängtes, sinnliches Liebesabenteuer, eine Erfahrung, wie sie Jörn Uhl, Kl. H. Baas, Adam Barfood u. a. m. vor der Ehe zu machen pflegten. Ganz sinnlich, triebhaft ist die Wahl und Werbung (583 ff.). Nur blutvolles, triebmäßiges Zueinanderwollen. In der Ehe ist Gesa ihm stets nur die „Liebste" im Gegensatz zum „Kameraden", den er noch nicht braucht (768), „der rechte Gefährte seines Blutes" (791). Es ist ein Zusammenleben „nur einig in der körperlichen Sinnlichkeit" (973). Aber es ist wichtig, daß diese Liebe als eine unglückliche, eine „unselige Liebe zueinander" (792) bezeichnet wird und daß die Ehe zerbricht.

Auch Eilerts Liebeserlebnisse werden lediglich berichtet und nicht zum Gegenstand eingehender Erörterungen oder prinzipieller Ausführungen gemacht. Für seine lebensvolle Künstlernatur ist eben auch das Sexuelle lediglich Ausdruck des gesteigerten Lebensgefühls: „Hitzig auf Leben! Und also auch auf die Weiber! Denn sie sind ja das Leben des Lebens" (555). Bei Eilert scheint es wie selbstverständlich, daß er trotz einer eingegangenen, ordentlichen Ehe zeitlebens in freier Ehe mit Uhle Monk und Bothilde lebt (833, 1133), daß er auf der Flucht durch Rußland sich jede ihm bietende Gelegenheit zu einer Liebelei ergreift (1003), dabei sogar das Leben der Gefährten in Gefahr bringt, ja darüber schuld wird am Tode Diether Blanks. Hier ist ganz unbeherrschte Triebhaftigkeit, blutgemäße Unbeständigkeit, und unwillkürlich erinnert man sich an Ottos Worte: „Was im Blut ist, das ist auch im Recht" (915). Von dieser natürlich-triebhaften, sinnlich-wilden Art Eilerts und von seiner Umgebung heißt es: Es sind „Leute mit Ueberschuß ... Leute, die gern mal über die Hürde gehen" (1120).

Unverkennbar bleibt die Einschränkung der Auslebetendenzen in unserem Roman auf diesen kleinen Kreis von Menschen, von Künstlern, die ihr Sonderleben nach Sondergesetzen führen, von denen ohne Parteinahme, ja eigentlich ohne Wertung berichtet wird. Da aber durch Eilert doch Frenssens frühere Ansichten auch in den „Otto Babendiek" noch hereinspielen und diese in den anderen Romanen und besonders den Aufzeichnungen Frenssens noch fortbestehen und weiter wirken, wollen wir an dieser Stelle unserer Untersuchung die Hauptfrage in Frenssens Sexualethik darstellen und klären: die Frage des vorehelichen Geschlechtsverkehrs für Mann und Frau.

Werte rein vitaler Art geben die Gesichtspunkte ab für die Beurteilung und Lösung dieses Problems: blutvolles Lebensgefühl, lebensvolle Natürlichkeit, Lebenssteigerung und Lebensauftrieb. Selbst der Pastor von Poggsee muß kurz vor seiner Ausfahrt zur Universität als „rechter Jungkerl" seine erste Liebesnacht erleben und empfindet zeitlebens Stolz und Seeligkeit in der Erinnerung daran. Daneben steht Frenssens eigenes, bitter klagendes

Bekenntnis: „Ich war achtzehn und war schon ein Mann, und durfte es in Wirklichkeit nicht sein, weil die bürgerliche Sitte es verbot, zu sein und zu tun, was die Natur, die doch von Gott gegeben ist, konnte und wollte. Da habe ich mir Seele und Gewissen blutig gerissen" (M. und M. 83). Es ist bezeichnend, wie unter der vitalen Blickrichtung das Mannsein einzig abhängig ist von der Triebbefriedigung oder doch nur gesehen wird in Beziehung zum Sexuellen, und daß jede Selbstbeherrschung und männliche Zucht als unmöglich oder doch sinnlos gilt. Wie stark das ganze Lebensgefühl vom Sexuellen her beeinflußt wird und davon abhängig ist, dafür noch ein Beispiel: „Das Selbstbewußtsein, den Stolz, den ein zweiundzwanzigjähriger Mensch hat, wenn er ein Kind in die Welt gesetzt hat, hatte ich noch nicht, als ich vierzig war, die Dorfpredigten und „Die Drei Getreuen" geschrieben hatte, und mich seit zehn Jahren unter den großen Bauern behauptet hatte, was noch mehr sagen will" (Gr. 1261/62). Auch hier die Ueberbewertung des Sexuellen, so, als ob das mangelnde Selbstbewußtsein, der fehlende Stolz hier allein seine Wurzel habe.

Entsprechend dreht sich für die Frau bei Frenssen die Frage vornehmlich um das Recht und den Wert der unehelichen Mutterschaft. Im „Pastor von Poggsee" werden zwei Fälle unehelicher Geburten dargestellt. Im zweiten Fall handelt es sich um Abel Barfood, des Pfarrers Tochter, und der Vater ihres Kindes ist ein verheirateter Arzt. Vieles kommt hier zusammen, um das Geschehen als ein Glück für alle Beteiligten zu begrüßen. Entscheidend und ausschlaggebend aber ist, daß dieser Weg als der einzig mögliche für Abel angesehen wird, ihre Mutternatur voll auszuleben und ihr Menschenleben zu erfüllen. In dieser vitalen Betrachtungsweise muß für Abel alles Leben, Wirken und Sicherfüllen auf anderm Wege als minderwertig und inhaltlos erscheinen und zur Verzweiflung und Verbitterung führen. „Sie wird Muter sein. Sie wird in der vollen Reihe der Menschen mitwandern" (542). Mit dieser freudigen Feststellung tröstet sich Adam Barfood über alle mit dieser Mutterschaft verbundene Not und Sorge hinweg. Zum Probsten sagt er zu ihrer Verteidigung: „Sie ist eine Mutternatur gewesen, schon als sie sechs Jahre war; aber es kam niemand, der sie zu lebenslänglicher Ehe zu sich nahm. Wenn du irgendwo ein Gefühl dafür hast ..., verurteilen" (563).

Nun sollte ja gewiß alle nachträgliche Bestrafung, Aechtung oder Geringschätzung der unehelichen Mutter und ihres Kindes aus Achtung vor dem Leben fortfallen. Hier wird aber das Geschehnis bewußt herbeigeführt durch die ausdrückliche, vorherige Fürsprache und Duldung der Eltern (376, 542). Der Haltung des Vaters liegt die ganz vitale Ansicht zugrunde von der Frau als einem Wesen aus Fleisch und Blut: „Die Weiber stecken tiefer im Fleisch und Blut ... Ach, sie sind in gewisser Hinsicht nichts als Fleisch und Blut" (117). Ihre einzig würdige Bestimmung ist es, Kinder zu bekommen. Für eine ausgesprochene Mutternatur kennt Frenssen keine andere Erfüllung ihres Frauentums, keine andere würdige, wertvolle Lebensaufgabe. Ohne eigene Mutterschaft muß sie in Lebensüberdruß und Bitterkeit verfallen. Diese Auffassung sieht die Frau nur unter vital-natürlichem Gesichts-

punkt und versäumt darüber die notwendige Zusammenschau der hier in Frage stehenden Werte. Solches Wertsehen der Frau allein in der Ausübung ihrer Mutterpflicht ist eine biologische Verengung des Gesichtsfeldes, die dem vorliegenden Problem nicht gerecht zu werden vermag. Für unzählige Frauen bedeutet diese Blickrichtung überdies Verzweiflung und Trostlosigkeit oder den entschiedenen Willen zum unehelichen Kinde.

Hier wird ganz klar, daß es sich bei Frenssens Ideen weniger um eine Höherentwicklung des germanisch-heidnischen Erbgutes zu echt germanischer Sitte und Religion handelt, sondern um ein Zurück zum Heidnisch-Natürlichen, zur ländlichen Sittlichkeit. Altgermanisch war doch wohl in allen geschlechtlichen Dingen eine keusche Zurückhaltung und strenge Beherrschtheit, wie es überhaupt dem nordischen Menschen nicht liegt, viel Aufhebens um diese Dinge zu machen oder gar vom Recht und der Notwendigkeit des geschlechtlichen Auslebens zu sprechen. Das macht aber Frenssens sexualreformerische Ansichten gefährlich, daß sie Echt-Germanisches mit ländlicher Sittlichkeit verwechseln und ländliche Bräuche für germanische Sitte ausgeben. Bezeichnend ist das auf Adam Barfood angewandte Wort: „ein rechter Jungkerl" und sein Urteil: „Das schlichte Volk hier, Bauern und Arbeiter, ist in diesen Dingen natürlicher, gesünder und freier, und daher ein weitherzigerer und milderer Richter" (P. v. P. 508). Daß uneheliche Kinder aber auf dem Lande eine andere Sache sind als in der Stadt, ist ebenso bekannt, wie die Tatsache, daß unserer Kulturlage mit ländlicher Sittlichkeit nicht geholfen werden kann. Daß Frenssen in dieser vitalen Einstellung zum Sexuellen ein Heilmittel für die Sexualnot unserer Tage sah, das er viel und laut verkündete, ist sein Irrtum: „Ich meinte, es wäre gut, für unser Volk, wenn es freier und blutvoller würde und das Weite und Blutvolle als sein Wertvollstes und Schönstes anerkannte; wenn es freier, übermütiger, sinnlicher, leidenschaftlicher, wandernder, wacher und in diesem Sinne „sündiger" würde. Ich meinte, es wäre gut, wenn wieder eine tüchtige Welle mittelalterlicher Natürlichkeit durch unser Volk strömte" (M. und M. 170). Festzustellen ist aber nochmals, daß Frenssen in seinen letzten Werken eine merkliche Schwenkung gemacht hat und vom nur vitalen Standpunkt abrückt.

Zusammenfassend ist zu sagen, daß Frenssen mit den vitalen Werten nicht eigenen Wertbesitz, dessen wohltätiges Wirken er verspürt hat, darstellt, sondern Werte, die er selbst stark entbehrt oder ihr Entbehren bei anderen als Grund ihrer Lebensnot erkannt hat. Solchen Wertmangel auszugleichen und damit einem weitverbreiteten Notstand abzuhelfen, ist also seine Absicht, und so entsteht aus eigener Not oder der vieler Mitmenschen ein in der Ausmalung stark übertriebenes Wunschbild. Denn wie immer da, wo Werte verloren gegangen sind oder verloren zu gehen drohen, dieselben in ungebührender Weise betont und überschätzt werden, so erklärt sich auch bei Frenssen die starke Betonung dieser Werte aus Wertmangel. Für diesen Mangel macht er aber nicht zuletzt die christ-kirchliche Naturfeindschaft und Kants Moralphilosophie verantwortlich und daher gilt ihnen sein Kampf. Wenn Frenssen ganz im Sinne Kants einmal das Sittlich-Gute so festsetzt: „Das eigentliche und das eigene Gute fängt erst da an, wo einer entgegen

seiner Natur das Gute tut" (M. und M. 142) und fortfahren muß: „Und von dieser Art wirklich Gutem habe ich sehr wenig", so ist hier der Ansatzpunkt seiner berechtigten Kritik und Opposition. Alle diese Werte sind ja in ihrer selbstverständlichen, ihnen gemäßen Erfüllung lebensnotwendige Grundlagen für jedes Leben, es sind die Elementarschichten des Lebens, auf denen sich alle weiteren erst aufbauen. Ihre Ueberstellung über andere Werte führt aber zum Unmaß, zur Ueberbewertung und Verwirrung im Wertmaß und verursacht so ein unklares, zwiespältiges sittliches Urteil.

3. Sittliche Werte.

a) Vertrauen.

Die sittlichen Werte als die zweite Gruppe schlagen die notwendige Brücke zu Frenssens religiösen Werten. Frenssen ist, wie alle Verkünder einer neuen Sittlichkeit, ein starker Moralist: „Das Moralische ist meine Stärke", läßt er Otto einmal sagen (493). Diese moralische Färbung seiner Romane hat unsere Aufmerksamkeit ja gerade auf die ethische Fragestellung gelenkt. Otto (Frenssen) will „nicht über Dinge nachdenken und schreiben, die vergangen oder für die Masse des Volkes religiös oder sittlich gleichgültig sind (1127), sondern die gegenwärtigen, quälenden Zustände will er darstellen und der Seelennot abhelfen. So ist Frenssens Werk eine große Predigt, wie er ja selbst den Predigerberuf einen Bruder des Dichterberufs genannt hat, die Predigt eines Kulturpriesters seines Volkes. Auch bei den sittlichen Werten werden wir sehen, wie die Probleme und Konflikte meist aus Spannungen und Entscheidungen zwischen zwei nebeneinander stehenden Werten entstehen. Häufig sind die Werte am besten zu erkennen als Gegenstücke zu Unwerten, wie man ja auch das Gute am besten als das Nicht-Böse bestimmt und festsetzt. Diesen Weg werden wir oft einschlagen, um so durch Feststellung der sittlichen Unwerte zur Erkenntnis der sittlichen Werte bei Frenssen zu gelangen.

Frenssen wird nicht müde, das Vertrauen als sittlichen Grundwert menschlichen Lebens hinzustellen. In der Form des Selbstvertrauens haben wir ihn bereits als die Grundlage jeder menschlichen Entwicklung und als die Voraussetzung einer gesunden, selbständigen Menschenbildung kennengelernt. Hier ist es das mit dem Selbstvertrauen engverbundene Vertrauen zu den anderen, als Grundlage jedes ersprießlichen, wertvollen Zusammenlebens mit den Mitmenschen, als Voraussetzung jeder menschlichen Gemeinschaft. Welchen Wert Frenssen im Vertrauen sieht und warum er ihn so betont, wird am besten klar, indem wir das feindliche Gegenspiel des Vertrauens betrachten: das Mißtrauen.

In die kindlich vertrauende, gläubiae Gefühlswelt Ottos fällt vergiftend und zerstörend Onkel Peters und seiner Lehrer Mißtrauen. Diese Kindheitseindrücke sind darum so gefährlich und schwer zu überwinden, weil sie das kindliche Urerlebnis des Bösen sind. Das Mißtrauen als Böses an sich, als Ausdruck einer bösartigen, verneinenden Einstellung zum Leben und zu den Menschen wird zum Grund einer schweren Lebensenttäuschung und -ent-

mutigung. Außerdem wirkt das Mißtrauen in seiner feindlichen, herabziehenden Art unmittelbar zerstörend auf das Kind, indem es ihm das Vertrauen zu den Menschen und zu sich selbst untergräbt, es unsicher macht in seiner Haltung und im Verkehr mit anderen und den Grund zu dauernder Lebensangst legt. Schon der Ton der Ironie, den Ottos Lehrer häufig anwenden, „eine Tonart und Sprachform, die meiner Natur ganz und gar nicht liegt und mir meist unverständlich ist" (87), schafft dadurch Unheil, daß durch solche ironische Behandlung das kindliche Vertrauen zerstört wird. Hierher gehört auch das schwere Unrecht des Lächerlichmachens, das ebenfalls das wohltätige Verhältnis gegenseitigen Vertrauens und Achtens stört und vergiftet. „Nie habe ich wieder erlebt – Gott sei Dank –, daß ein Mensch mit solcher Wollust dies Gewerbe betrieb, wohl das grausamste, das es gibt: das Bedrohen eines Kindes mit Lächerlichmachen ... Es mag sein, daß mich diese Sache doppelt quälte, weil zugleich mit mir meine liebe Mutter lächerlich gemacht wurde, die für mich zugleich eine Kranke und Heilige war" (128/29). Durch diese Art der Menschenbehandlung werden in verletzender Weise eigene Werte herabgezogen, das gegenseitige Wohlwollen und Vertrauen, die Achtung voreinander zerstört. Hier liegt noch der doppelte Vertrauensbruch vor, daß es sich um Preisgabe und Lächerlichmachen eines als „rührend und kostbar" empfundenen Geheimnisses handelt.

Das in vielen Einzelfällen sich äußernde Mißtrauen Onkel Peters und der Lehrer offenbart sich in verhängnisvoller Weise bei Ottos erstem schwerem Zusammenstoß mit der Umwelt. Völlig unschuldig wird er von ihnen eines Diebstahls beschuldigt und ohne weitere Untersuchung des Falles aus der Schule entlassen (182). Wehrlos, ohnmächtig steht er diesem grausamen, kalt aburteilenden Mißtrauen, den bösen Anwürfen eines häßlichen Argwohnes gegenüber, der ihn „aus der Gemeinschaft der Menschen ausstößt". Hier stehen wir vor dem Urerlebnis des Mißtrauens bei Otto, und ähnlich lauten die Berichte Frenssens über seine eigene Schulzeit. Immer wieder zeigt Frenssen, wie das Mißtrauen den Menschen erniedrigt, wie es die Luft vergiftet und alles Gute erstickt. Das einzige, was in den Tagen der Verzweiflung Otto stärkt und tröstet, „die hellste Stelle in meinem armen, sonnenlosen Leben, ist doch mein Hausgenosse, der Lehrling ... Warum? Weil er mich zu seinem Vertrauten macht und mir seine ganze Seele auftut" (155). So macht in den Tagen, da das Mißtrauen an die Wurzeln seines Lebens greift, ihn das Vertrauen seines Hausgenossen und seines Freundes Balle Bohnsack stark und froh.

Zwei Menschen, die für Frenssen wohl die allerliebsten des Buches sind, und deren Vertrauen unzerstörbar ist, sind: Engel Tiedje und Tante Lene. Jener, der treue Freund und stellvertretende Vater Ottos, ist ganz gütiges, unbegrenztes Vertrauen und vertrauende, rückhaltlose Güte; diese die treusorgende Mutter voll guten, heilenden Vertrauens selbst in hoffnungslosen Fällen (1178). Daß es sich nicht nur um Abwehr des Mißtrauens, sondern um den wirklichen Wertbesitz des Vertrauens handelt, geht besonders deutlich daraus hervor, daß Otto selbst in der Not eigener Beschuldigung es nicht über sich bringt, die Schuld abzuwälzen auf einen

anderen, ja, schon vor dem Gedanken der Verdächtigung eines anderen zurückschreckt. Er muß bei seiner Verteidigung den Namen eines Mitschülers, übrigens des schuldigen Fritz Hellebeck, nennen und sagt: „Gott weiß es, ich schämte mich, es sagen zu müssen, weil nach meinem Gefühl eine Verdächtigung darin lag" (204). Nach Jahren wird durch die Schuld desselben Fritz Hellebeck Ottos Stiefbruder, Ernemann, eines Diebstahls beschuldigt und aus seiner bürgerlichen Lebensbahn herausgerissen. Wieder wird ein reiner, unschuldiger Mensch, der auch Ottos volles Vertrauen besitzt, verdächtigt, und wieder lehnt Otto jedes Mißtrauen gegen den wahren Schuldigen ab, ja, er hält in seinem abgründigen Vertrauen solchen Verdacht für „sinnlos, ja irrsinnig" (657). Durch das Festhalten an solchem falschen Vertrauen, durch solche Vertrauensseligkeit wird er schuldig an vielem Unrecht. Als schließlich Fritz Hellebecks Schuld feststeht, steht Hans in derselben Vertrauenskrise, weil er den geliebten, verehrten Halbbruder nicht aus seiner Brust reißen und sich von seinem Vertrauensbild lösen kann (673).

Wenn Otto und Hans sich immer noch nicht entschließen können, das Verbrechen aufzudecken, weil dadurch Almuts höchster Lebenswert, ihr rückhaltloses Vertrauen zu ihrem Manne und zum Leben zerstört wird, so ist das eine Ueberbewertung des Vertrauens. Aus einer an sich schönen Abneigung gegen jedes Mißtrauen wird hier das Vertrauen als oberster Wert gesetzt und darüber andere wichtige Werte gering geachtet und versäumt. „Ihr ganzes Leben ist nichts anderes gewesen als Glaube und Zutrauen zu diesen beiden Menschen, ihm und seiner Mutter ... Wir dürfen sie nicht wecken. Wir müssen es jetzt so gehen lassen, wir können nichts tun" (676). Gewiß ist es eine schwere Verantwortung, jemandem das Vertrauen zu einem Menschen zu nehmen, und oft werden durch solches Zerstören des Vertrauens, durch Aufdecken der Wahrheit Menschen unglücklich gemacht. Wo aber das Vertrauen falsch ist, weil es auf Täuschung beruht, wo die Wahrheit deswegen unterdrückt werden und der Unschuldige darum leiden muß, da ist der Wert des Vertrauens überschätzt und kommt mit anderen Werten in Konflikt. Hier ist die Grenze des Vertrauens erreicht, wo es entweder zur Vertrauensseligkeit oder zur Unwahrhaftigkeit führt. Von beiden werden wir im folgenden noch sprechen. Vertrauensselig ist Ottos Glaube an vertrauensunwerte Menschen, unwahr, das Unrechte als Recht erscheinen zu lassen. Beides führt zum endlichen Zusammenbruch.

Diese Entartungserscheinungen des Vertrauens sind bei Frenssen viel erörtert und haben ihm selbst viel zu schaffen gemacht. Oft seiner blinden, kindlichen Gutgläubigkeit zum Opfer fallend, mußte er sich immer wieder durch völlige Verneinung und tiefen Argwohn den Weg bahnen zu geläutertem, kritisch sehendem Vertrauen. Sein viel getäuschtes Vertrauen in andere, das schmerzvolle Erkennen der Grenzen zwischen dem Ich und Du spricht sich in Ottos Worten aus: „Ich glaube zu sehr an eine allgemeine Art und Richtung der menschlichen Seele. Aber da sind immer Grenzprovinzen in mir oder in der Natur des anderen, die sich nicht decken, ja, einige Male ist gar das Zentrum ein verschiedenes" (920). Und ebenso ist auch Frenssens

religiöser Glaubensweg ein Fortschreiten von kindlicher Gläubigkeit voll hingebenden Vertrauens über zweifelnden Unglauben zu festem Gottvertrauen.

b) Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit, Echtheit.

Daß der Wille, jemanden in „gutem Glauben" zu lassen und ihm sein Vertrauen nicht zu trüben, zur Unwahrhaftigkeit führt, haben wir oben gesehen. Es ist aber ohne weiteres klar, daß die Unterdrückung der Wahrheit dort nicht etwa ihre Geringschätzung bedeutet, sondern aus einer Ueberbewertung des Vertrauens geschah. Frenssen ist ein leidenschaftlicher Wahrheitssucher und -bekenner, und in diesem harten Wahrheitsdrang wendet er sich mit scharfer Anklage gegen alle Unaufrichtigkeit, besonders die Heuchelei. Es ist die menschliche Entartung und Mißbildung, die ihn am peinlichsten berührt, und die er als untrügliches Zeichen eines schlechten Charakters am schärfsten bekämpft. Heuchelnde Menschen erfahren von Otto instinktives Mißtrauen, das sie allein auch in vollem Maße verdienen. Das Musterbeispiel des Heuchlers ist Dutti Kohl, ein durch und durch von unsauberem Geschäftsgeist erfüllter Mensch, der bei all seinen unlauteren Geschäften gern von seinen Grundsätzen spricht und dauernd die Worte Ehre, Redlichkeit, Gewissen auf den Lippen führt. In unzähligen, sich durch den ganzen Roman hinziehenden Beispielen zeigt uns Frenssen die innere Verlogenheit dieses Menschen. Onkel Peter, der seine schlechten Handlungen und Absichten mit mitleidigen und gottgefälligen Reden bekleidet, der seine wahre Natur hinter einer freundlichen, gefälligen Maske verbirgt, ist ein weiteres, abstoßendes Beispiel. Dann Mutter Hellebeck, die mit ihrer strahlenden Liebenswürdigkeit und ihrem wortreichen Schönreden über alle Abgründe ihres Lebens und Wesens hinwegzutäuschen sucht, und von der Otto sagt: „Sie war von Natur zu verschlagen und verlogen, und in ihren Sohn zu sinnlos verliebt, als daß sie von irgendeiner Wahrheit hätte Gebrauch machen sollen" (851). Als letzter der Heuchlertypen sei ihr Sohn Fritz angeführt, der mit frommem Ton und huldvoll-gnädigem Gebahren seine hohle und schlechte Natur verdeckt, von dessen schönem Schein sich Otto lange gefangen nehmen läßt, bis er endlich seine wahre, verlogene Art erkennt.

Ein Kampf gegen die Heuchelei ist ja auch Frenssens Kampf gegen die bürgerliche Sitte und überlieferte Moral, gegen das „Tun-als-ob". Gerade dieses Aufdecken von viel Unwahrhaftigkeit und verlogenem Schein gibt Frenssens Stellung den festen Halt und seinen Gedanken ihre Anziehungskraft. Das Ablehnen alles Verlogenen und Erheuchelten im Alten läßt oft zustimmen auch da, wo man mit dem Neuen, das er bringt, nicht einverstanden ist. Die Schärfe seiner Wendung gegen die heuchlerische Sitte geht aus folgendem Fall im „Pastor von Poggsee" hervor. Der griesgrämige, ewig nörgelnde Schwiegervater, der für alle eine dauernde Not und Plage war, ist gestorben, und Adam äußert zu seiner Tochter: „Ich freue mich über seinen Tod von ganzem Herzen — was für Heuchelei wird doch in diesem

Punkt getrieben! Da stirbt ein träger und trinkender Handwerker, der das Elend seiner Familie war, da eine unfähige und liederliche Hausfrau, die die Ihren seelisch und körperlich verkommen läßt, und hier ein alter Mensch, der nichts mehr tat, als gegen Jugend und Sonne schimpfen: und immer wird in Familie und Nachbarschaft getan, als ob ein großer Verlust eingetreten ist. Beim Himmel und bei der Erde, man sollte ehrlicher sein! Ich traure nicht um diesen alten Mann. ... Ich sage dir: Mögen die Menschen dafür sorgen, daß sie den Menschen wertvoll sind, so oder so ... jeder nach seinen Gaben, ja ... dann woll wir um sie trauern. Aber um wertlose, ja schädliche?" (452).

Die Heuchelei sieht Frenssen auch besonders auf dem engsten Gebiete der Sittlichkeit, der geschlechtlichen Sittlichkeit, wofür ein Beispiel im „Pastor von Poggsee" die hübsche, junge Lisa ist, deren Schuld nicht in ihren mancherlei Liebesabenteuern gesehen wird, sondern darin, daß sie gleichzeitig über andere schmäht, und sich selbst als kleine Heilige ausgibt (496). Auf diesem Gebiet wirkt sich die Heuchelei besonders unheilvoll aus, weil sie hier am häufigsten der Unsittlichkeit Vorschub leistet. Nur durch völlige Offenheit und Ehrlichkeit meint Frenssen hier die Verhältnisse bessern und eine reinere, schönere Sittlichkeit schaffen zu können. Aus einer Art von Wahrheitsdrang lehnt Frenssen auch den Idealismus ab und entscheidet sich für den Realismus. Indem nämlich der Idealist seinen Blick vornehmlich auf das künftig Werdende, die Ideale und ihren Sollensanspruch gerichtet hat, übersieht er leicht das gegenwärtig Wirkliche. Es erhalten dadurch die Ideale für ihn oft mehr Wirklichkeitscharakter als das wirkliche Sein, das ihm bisweilen geradezu wesenlos erscheint. So kommt das zustande, was Frenssen dem Idealismus als Begünstigung der Heuchelei vorwirft: Er mache leicht geneigt, die Wirklichkeit falsch oder entstellt zu sehen, das Nicht-Wirkliche für Wirklichkeit auszugeben und sich mit Werten zu schmücken, die man nicht besitzt.

Ein Hauptproblem in Frenssens Leben und Romanen ist die Frage der G e r e c h t i g k e i t. Er ist ein Sinn-, Ordnungs- und Gerechtigkeitssucher. Leidenschaftlich geht durch alle seine Bücher der Ruf und das Suchen nach Gerechtigkeit. Es ist ja auch das Kernproblem seines Gottesglaubens, wie wir noch zeigen werden. Die meisten seiner Werke sind, wie er selbst sagt, entstanden, indem „irgend ein ungerechter Zustand" ihn quälte und ihn zur Darstellung und Behandlung drängte. Immer wird um die Klärung und Sichtbarmachung irgendeines Unrechtes und das Aufdecken einer Schuld gerungen. Man denke nur an Jan Guldts zähes, erbittertes Ringen um Gerechtigkeit, das zu einem Ringen mit Gott und der Welt um sein gutes, heiliges Recht wird. Wie Otto dem Geheimnis im Hause Hellebeck, hinter dem er Schuld und Unrecht vermutet, in immer erneuten Anläufen und Nachforschungen auf die Spur zu kommen sucht, das zeugt ebenso von seinem Sinnen und Trachten nach Gerechtigkeit wie von seinem fanatischen Wahrheitsstreben. „Meine heißeste Lust war die nach Gerechtigkeit" (854). Mit Vorsicht und Klugheit, zuletzt mit Feuer und Zorn ist er am Werk, die Wahrheit zu ergründen. Daß sie trotz seiner Bemühungen nicht ans volle Tageslicht kommt, hat seinen Grund darin, daß Otto, wie schon oben gesagt, in diesem Fall die Wahrhaftigkeit unter den höheren Wert Vertrauen stellt.

Indem er dann den wirklichen Wert der beiden Brüder mit ihrem Schein vergleicht, kommt er zu der Feststellung, daß der dumme, törichte, einfältige Hans in Wahrheit der „königlichste Mensch" ist (439). Mit dieser Unterscheidung von Schein und Sein ist die Frage der Echtheit gestellt: „Später, als ich älter wurde und Sein und Schein unterscheiden lernte..., ist mir zweifelhaft geworden, wer damals der Schönere gewesen ist, daß Fritz und ich in unserem ganzen Gehabe unechte Gesellen waren, daß er (Hans) aber ein niedersächsischer Bauer zu Pferde war --, einer von der schweren, dunklen, wahrhaftigen und wehrhaften Art", (446). Auf dieselbe Frage der Echtheit werden wir geführt, wenn wir die Ehe Otto-Gesa, wie Frenssen es tut, auf ihre Wahrhaftigkeit hin untersuchen. Diese, in leib-sinnlicher Gemeinschaft bestehende und sich erschöpfende Ehe, kann nur dann fortbestehen, wenn beide sich um ein Gemeinsames und Verbindendes auf geistig-seelischer Grundlage bemühen. Auf Gesas erste Versuche in dieser Richtung sagt Otto: „... ich konnte unwahres Wesen nicht ertragen, am wenigsten bei ihr, die so wahr und redlich war... Also erlöste ich sie von dieser Verstellung und Not, von diesem Abweg, der ihrer lieben Seele, ihrer Wahrhaftigkeit und Redlichkeit, geschadet hätte..." (788). Oder: Sie „war von nun die reine Heuchlerin" (800). Von sich selbst sagt Otto: „ich heuchle Interesse. Ich habe in meiner Kindheit sehr selten zu heucheln brauchen. ... Es hat mir immer Mühe gemacht. Aber seitdem ich mit Gesa lebe, bringe ich es zu großer Vollkommenheit! -- Ich tue es aus lauter Güte" (877). Er sehnt sich nach Wahrhaftigkeit und innerer Würde zurück.

Zweifellos ist hier der Begriff der Echtheit, der inneren Aufrichtigkeit überspannt. Denn es ist nicht einzusehen, warum ein Bemühen um eine geistig-seelische Gemeinschaft und damit Hand in Hand gehend ein Aufgeben gewisser Eigenheiten des Ichs zugunsten einer Betonung oder auch Aufnahme anderer Eigenschaften notwendig zur Unechtheit und Unaufrichtigkeit vor sich und dem anderen führen muß. Menschliche Gemeinschaft ist doch wohl nicht anders möglich als durch Aufgabe einer starren, unveränderlichen Ichform, durch Anpassung an das Du des anderen und durch Erweiterung und Bereicherung durch den anderen. Diese Fragen hängen ja aufs engste mit dem schon erörterten, starren Naturbegriff Frenssens zusammen. Immerhin, wenn wir eine andere Ehe, die Dina Buschs mit Balle Bohnsack betrachten, so sind dort zwei mindestens ebenso verschiedene „Naturen" zusammengekommen, bei denen die Anpassung und Wesensänderung durchaus wohltuend empfunden wird (837, 962) und nicht als Aufgabe der Echtheit und inneren Wahrhaftigkeit.

c) Stolz.

Auch der Stolz ist ein bei Frenssen viel erörterter menschlicher Wert, wobei es ihm besonders darauf ankommt, ihn gegen zwei Entartungen des menschlichen Lebensgefühls abzugrenzen: den Hochmut und die Eitelkeit einerseits und die Unterwürfigkeit und mangelndes Selbstbewußtsein andererseits. Es ist Frenssens dauerndes Bemühen, zwischen diesen beiden Mißbildungen die maßvolle, richtig ausgeglichene Mitte zu finden, jene Aristotelische

Mesotes, wonach das Gute eben in der Mittelstellung, in der Vermeidung zweier Uebel besteht. Schon bei der Darstellung der menschlichen Grundwerte haben wir beobachtet, wie schwer sich Frenssen das ganz elementare Selbstgefühl, das Selbstvertrauen erkämpfen muß. Hier ist von einer höheren Form des Selbstgefühls, dem Stolz, und einer schwereren Entartungserscheinung: der Unterwürftigkeit, die Rede.

Der Wert des Stolzes wird von Otto um so höher bewertet, je mehr er in Gefahr übergroßer Bescheidenheit und Selbstunterschätzung ist. Eine Quelle dafür ist sein Vertrauensbedürfnis. Indem ihn nämlich dieses auf andere stets mit dem Blick der Achtung, Hochachtung, ja Verehrung blicken läßt, und er sich selbst dann mit den also Erhöhten in Vergleich bringt, erlebt er jenes Abstands- und Minderwertigkeitsgefühl, das ihn in der Selbsteinschätzung von anderen abhängig macht. „Voll heißer, grenzenloser Verehrung" (138) sieht er zu dem feingekleideten Fritz auf, bewundert seine „schlanke, edle Figur", „seine sichere Haltung und sein stolzes Gesicht" (120). „Ueberselig" ist er schon als Knabe, wenn dieser ihn anspricht: „Seitdem sind die Tage glücklich und sonnig, wo er mich anspricht" (121). Von diesem Menschen, der nichts als schöner Schein ist, empfängt der Knabe sein erstes Wertsteigerungsgefühl, das Hand in Hand geht mit innerer Abhängigkeit von diesem und einer gewissen Liebedienerei. In dieser Gefahr steht aber nicht nur der Knabe, sondern ebenso der erwachsene Otto. „Ich hatte in meiner Kindheit einen Zug zur Bewunderung" (136), sagt er. Dieser Zug bleibt ihm zeitlebens, ja, er ist ihm Bedürfnis. Er verehrt die alte, vornehme Scheinkultur im Hause seiner Tante Sarah (334), ihren Reichtum, den Prunk ihres Hauses. Mit ihrem wirtschaftlichen Zusammenbruch stürzt ihm „ein großes stolzes Bild" der Verehrung zusammen (1165). Er bedauert diesen Verlust und stellt zusammen mit Fährmann Busch fest: „Wir waren beide nicht die Leute, die an entthronten Königen Freude haben" (1232). Einmal muß er sogar bekennen, daß er Dutti Kohls „sicherem Wesen machtlos verfallen" sei (395), er bewundert den „glänzenden" Ernemann, seine feine, zierliche Figur und seine edlen Bewegungen (490) und beneidet Balle um seine „großväterliche Sicherheit" (837, 1195). Er läßt sich durch das herablassende Wohlwollen, „die gerade, saubere Erscheinung seines Schwiegervaters imponieren (578). Das alles ist ein Bewundern der anderen, ein Sich-Klein-sehen im Verhältnis zu ihnen, das ihn dauernd abhängig macht und den gesunden Stolz des selbständigen Mannes nicht finden läßt.

In solchem falschem Vergleichen wurzelt auch seine unsichere Stellung zu Eva: Sie ist seine „Herrin" (253), „Gegenstand der Anbetung" (376), „sie war mir, dem der Dorfjunge . . ., der arme Dorfjunge . . . immer noch stark anhaftete, immer das Menschenwesen meiner Verehrung gewesen" (642). Er fühlt sich „als Kind eines kleinen Handwerkers", als „kleiner Betteljunge" vor ihr, der wohlhabenden Bürgerstochter (1045), und noch am Vorabend seiner Werbung um sie steht diese Unsicherheit „als eine Scheidewand" zwischen ihnen (1246). Ist es hier der zu hohe Wert seiner Geliebten, der ihn unsicher macht, so war früher der

Gedanke an die Unwürdigkeit seiner Liebesobjekte der Grund seiner Unsicherheit (841). Zwar sagt er von diesen ersten Liebeserlebnissen: „Die Liebe gibt mir einen gewaltigen Stoß nach vorn. Ich bin erwachsen! Ich bin ein Mann, ruhend in sich selbst!" (485), und erfährt also auch hier Auftrieb und Wertsteigerung von außen her. Dieses Männlichkeitsgefühl muß aber doch recht primitiv gefaßt gewesen sein, denn erst in seiner zweiten Ehe kann er von sich sagen, daß er jetzt Mann geworden sei (1250). Es ist bezeichnend für viele Männergestalten Frenssens, daß sie ihre Sicherheit, ihren Stolz, das Gefühl des „Richtig-im-Leben-Stehens" erst von einer Frau erhalten. Etwa in „Klaus Hinrich Baas": „Es hat lange gedauert, bis ich selbst ein sicherer Mann geworden bin. Ja, ich bin eigentlich erst vor einem Jahr ein sicherer Mann geworden, und zwar in den Armen eines Weibes. Wir bekommen unsere Sicherheit erst vom anderen Geschlecht her." Also auch hier der Vorgang, daß die Sicherheit, der Stolz nicht von innen her selbständig erworben wird, sondern von außen her in den Menschen hineinkommt, daß ein anderer Mensch zum Maßstab des eigenen Wertes wird und so das Selbstwertgefühl bestimmt. Also auch in der Liebe Selbstunterschätzung und Abhängigkeitsgefühl.

Otto ist auch nicht frei von E i t e l k e i t und Prahlerei, jener anderen Entartung des gesunden Stolzes. Allerdings ist es nur ein Sichwehren und Entgegenwirken gegen das Schwächegefühl, er ist eben immer wieder in Gefahr, seine innere Unsicherheit durch angenommene, äußere Sicherheit zu verdecken. Aus dem ehrgeizigen Bedürfnis, etwas zu scheinen, was man nicht ist, entsteht immer wieder das Bild des eingebildeten, hochmütigen Otto. Er will stolz sein, und da er es von Natur nicht sein kann, schlägt es über in Hochmut und Prahlerei. Besonders in der Jugend ist dieser Eindruck so stark, die Schilderung des jungen Otto oft so eingebildet und selbstgefällig, daß man schwankend werden kann in seiner Beurteilung. Wie man ja überhaupt bei Menschen mit Wertmangel schwer unterscheiden kann, was ihr eigentliches Wesen, Grundzüge ihres Wesens, und was aus Wertsehnsucht, aus lebensnotwendigem Ergänzungswillen hinzuerworben und angeeignet ist.

Otto selbst gibt unserer Deutung verschiedene Male recht: Ich weiß, „daß ich diesen ganzen Tag ein wenig eitel, prahlig und ein wenig unecht gewesen bin. Ich bin es gewesen, um . . . groß zu tun, mehr zu scheinen, als ich nach dem Maße meiner Jahre sein konnte" (464). Oder: „Mir steht das Herz still! Es zeigt sich plötzlich, daß all meine Sicherheit und Würde, meine ganze innere Prahlerei elende Mache ist! Ich bin meiner Natur nach ein scheuer Mensch und bin in furchtbarer Not!" (495). Aus einer späteren Zeit, als er schon verheiratet ist: „Ich suchte meine innere Unsicherheit und Unruhe, die damals noch in mir war, durch diese angenommene Haltung zu verdecken" (775). Die Selbstbeobachtungen Ottos könnte man durch kritische Betrachtungen seines oft sehr selbstgefälligen Denkens, Redens und Handelns ergänzen. Aber sein Erschrecken und seine Anklagen geben das Eingeständnis, daß er kein von Natur prahliger und hochmütiger Mensch ist, sondern in einer Art Notwehr, in überstarkem

Kompensationsdrang über das Erstrebte, Maßvolle, Lebensnotwendige hinausgreift.

Vor Hochmut und Eitelkeit warnen in unserem Roman noch genug andere Menschen. Da ist Tante Sahras Gelddünkel und kalter Hochmut und der ihrer Tochter Barbara. Vor allem Mutter Hellebeck, die mit und in ihrem Sohne aller erdenklichen Art der Eitelkeit frönt, und Fritz selbst. Bei ihm ist wohl Eitelkeit das Grundübel, aus dem alle anderen sich ableiten lassen. „Und immer, worüber er auch sprach, sprach er von niemandem anders als von sich selbst. Ich glaube: wenn er über Sterne und Sternbilder gesprochen hätte, er hätte es möglich gemacht, versteckt von sich selbst zu reden" (447). „Ein Mensch, nichts als Eitelkeit" (847). In seiner Eitelkeit ist ihm das ganze Leben ein schönes Spiel, und alles, was dazu dient, dieses Spiel zu verschönen, wird unbekümmert und sorglos getan. Selbst mit diesem Musterbeispiel eines der Eitelkeit verfallenen Menschen ist es nicht genug, es kommt noch die ganze Reihe der Schwäger Ottos hinzu, jener dumm-hochmütigen Gestalten, die in aufgeblasener Eitelkeit vor dem Nichts ihres Seins stehen und durch gönnerhaft-herablassendes Benehmen darüber hinwegtäuschen wollen. Man hat bei der Fülle der Gestalten den Eindruck, daß Frenssen den Hochmut als einen Hauptfehler menschlicher Entartung ansieht. Auch auf das Leben der Völker angewandt gilt seine Warnung: „Hochmut ist die Ursache aller großen Völkerstürze" (1042).

Von diesem Hochmut ist nun zu unterscheiden der berechtigte S t o l z, über den Ottos Urteil lautet: „Warum nicht? Er hat etwas aus sich gemacht, darum darf er wohl gerade gehn und in gutem Anzug" (842). Diese Worte gelten Helmut Busch, der, wie die ganze Familie des Fährmanns, ein schönes Beispiel ist für gesunden, berechtigten Stolz, jene stolze Freude über eigene Leistung. Diesen Stolz, der unabhängig macht, weil er aus Eigenem schöpft, aus eigener Leistung wächst, empfindet Otto mit Recht und Genugtuung bei seinen ersten Erfolgen in der Schule (494) und seinen ersten Bucherfolgen (816). Das ist der einzig berechtigte Weg, der zum Selbstbewußtsein und innerer Sicherheit führt, der Stolz, der frei macht von der blinden Verehrung anderer, dem niederdrückenden Vergleich mit anderen und von der Abhängigkeit von ihrem Urteil. Dieser Stolz allein ermöglicht auch eine gerechte Würdigung fremder Leistung und damit die rechte, kritische Einstellung zu den Mitmenschen, die befähigt, Wert von Unwert, Schein von Sein zu unterscheiden.

Eine kleine Abart der Hochmütigen zeigt uns Frenssen noch in den sog. „Gerechten". Es sind das Leute, die Leistungen aufzuweisen haben, die etwas geschafft und die etwas aus sich gemacht haben. Aber sie sind allzu reinlich, und vor lauter innerer Sauberkeit in Selbstgerechtigkeit und Ueberheblichkeit und damit in richtenden Hochmut gefallen. Oft sind es enge Weltverbesserer, Schulmeisternaturen, oder auch „Kirchenchristen" mit schmaler, enger Gerechtigkeit, wie etwa Paul Sööths Schwester. „Sie saßen alle unendlich ordentlich und sehr steif und hölzern da", „ganz wie kleine Richter" (730) heißt es von diesen Geschwistern, die sich ein Gericht

über ihren Bruder anmaßen, das ihnen nicht zusteht. Hierher gehören auch alle die, die irgendeine Schwäche oder ein Laster überwunden haben, etwa ehemalige Trinker, und die nun in selbstgerechten Hochmut verfallen. Die saubere, ordentliche Fährmannstochter ist immer in solcher Gefahr des hochmütigen Herabsehens auf die anderen. Sie heiratet den herzensguten, stets hilfsbereiten und tüchtigen Balle Bohnsack, der aber etwas unordentlich und in der Kleidung lässig ist. Von ihren Kindern, die teils nach dem Vater, teils nach der Mutter arten, sagt Otto: „Dabei muß ich gestehen — ein Bekenntnis, das ich zugleich für alle Menschen machen muß —: nicht die Reinen und Gerechten haben das Verdienst, daß immer wieder Frieden im Hause wird, sondern die Ueberlangenden und Ungerechten, die aber das Lächeln verstehr. . . . denn im Sieg sind sie großmütig, ja glänzend, in der Niederlage lächelnd" (1269).

d) **Mut zum Wirklichkeitssinn.**

Am sichersten bewahrt uns vor den mancherlei Entartungen und Mißbildungen der sittlichen Werte ein gesunder Wirklichkeitssinn. Er führt uns am ehesten den Weg zu den rechten, sittlichen Werten und läßt uns am sichersten jene brauchbare Aristotelische Mitte finden. Zum Wirklichkeitssinn will Frenssen durch seine Bücher erziehen und den dazu gehörigen Mut stärken. Zwei besondere Gefahren, die wir noch betrachten müssen, drohen dem nüchternen, freudigen, klaren Wirklichkeitssinn: das Illusions- oder Wunschsehen und die Mut- und Tatenlosigkeit.

Das Leben in Illusionen ist besonders den Müttern eigen, von denen in unserem Roman keine dieser Gefahr entgeht. Am schwersten trifft dieser Vorwurf die Mutter vom Gang, die „ein Paar weiche, braune Kinderaugen, die lauter Güte und Glaube sind" (710), hat, mit denen sie alles in rosiges, wunschgemäßes Licht getaucht sieht. Für sie ist „das Leben ... so voll Möglichkeiten und Hoffnungen, daß man tatsächlich nicht weiß, wohin man zuerst sehn und greifen soll" (867), und mit diesen hoffnungsvollen Möglichkeiten befindet sie sich dauernd auf dem Boden der Nichtwirklichkeit, der Phantasie. Es ist bei ihr keine Heuchelei, keine bewußte Unwahrhaftigkeit, wenn sie in den schönsten Farben das Bild ihrer gänzlich unbedeutenden Söhne malt, sondern sie sieht in ihrem Mutterglauben, in ihrem Wunschdenken das als wirklich, was in Wirklichkeit nicht ist. Sie lebt in Phantasiebildern, die sich immer vor die Wirklichkeit stellen und sie ihr verbergen. In immer neuen Bildern wird gezeigt, wie ihr die hellen, wachen, klarsehenden Augen fehlen. Auf Ottos Frage an seinen Schwiegervater, „ob er nichts dazu hätte tun können, daß Mutter und Kinder ein wenig mehr auf dem Boden der Tatsachen blieben", antwortet dieser: „... ich habe es versucht, als die Mutter noch jung und die Kinder noch klein waren. Aber du kennst Mutters Augen ... ich konnte in diese Kinderaugen hinein nicht mit Kieselsteinen werfen" (1023).

Selbst Tante Lene, diese tatkräftige, wache, zupackende Frau verfällt als Mutter diesem Fehler und muß von sich bekennen: „Ja, die Mütter! ... Ich kenne eine, ... die wurde mit ihrem Kinde zur Närrin" (746). Oder: „Was

sind Mütter für Narren ... selbst die, welche sich klug dünken" (747), und dabei denkt sie an Ernemann, ihr „Goldkind". „Wie die beiden in Plänen schwelgen! Wie sie sich in Wunschbildern überbieten!" (405). Auch sie ist blind für die wahre Natur ihres Sohnes und berauscht sich an Bildern und Phantasien. Blind und kritiklos ist auch Mutter Hellebeck in der Liebe zu ihrem Sohn Fritz. Von Almut haben wir gehört, daß sie die Welt mit Kinder- und Wunderaugen betrachtet, mit Augen, die die wirkliche Welt nicht sehen (666). Auch nachdem Otto den schützenden Schleier, der ihr die Wirklichkeit verbarg, fortgenommen hat – Otto sagt darüber: „Ich erzählte ihr das wirkliche Leben dieser Menschen, so viel ich davon wußte. Das wirkliche Leben! Sie hatte keine Ahnung davon!" (913) –, bleibt sie ein „Sonntagskind" ihr Leben lang. „... sie ist kein ganzer Mensch. Was wir mit ihr reden, muß sozusagen helle, freundliche Farben haben. Von dunklen Dingen, von gewissen Toten und von gewissen schweren Stunden reden wir nicht. Sie muß in Schutz und Schirm leben" (1275).

Otto kennt die Gefahren solchen Lebens in schönen Phantasien und Illusionen nur zu gut. Ein Teil seiner schriftstellerischen Begabung beruht ja gerade darin, die Welt und das Leben in Bildern schauen zu können, und es ist ihm ein Bedürfnis, diese Bilder edler und schöner zu sehen als in Wirklichkeit. Auch in seinem Leben ist er in der stetigen Gefahr, in die Menschen allerlei hineinzulegen und hineinzudeuten und so zu einer falschen Beurteilung und Ueberschätzung der Menschen zu kommen. Am stärksten tritt sein Wunschdenken und Illusionshoffen in seiner Liebe zu Gesa zutage: „Alle leiblichen und geistigen Eigenschaften, die meine Natur wollte, um sich zu ergänzen, sich abzurunden, sah ich in ihr. Es waren nur einige wenige davon wirklich in ihr vorhanden; ich aber sah in jugendlichem Glauben alle in ihr" (580). „... in dem weiten Gebiet des Gemüts, des Geistes, der Neigungen, da glaubte ich! Da phantasierte ich! Da war ich Hellseher! Und zwar ein Irrender! Ein völlig Irrender!" (581). Mit denselben illusionsblinden Augen geht er an Gesas Familie heran und verehrt sie: „Zu dem wonnigsten Mädchenbild gehört ein wundervoller Rahmen. Also ist der Rahmen wundervoll" (715).

Auf Grund dieser und anderer schwerer Erfahrungen, voll Irrtum, Not und Sorgen erkennt Otto den hohen Wert des Wirklichkeitssinnes: „Ach, das wirkliche Leben! Wie wenig Menschen kennen das wirkliche Leben ihrer Bekannten, ihrer Verwandten, ja ihrer Allernächsten! Wie wenige Kinder kennen das Leben ihrer Eltern, Eltern das ihrer Kinder!" (913). Frenssen ist oft hart in dem unbarmherzigen Fortnehmen von Illusionen, oft pietätlos im Einreißen geheiligter Wunschbilder. Man denke nur an Adam Barfoods Worte über die Elternliebe: „Ich halte nicht viel vom vierten Gebot. Ich pflege den Kindern zu sagen, daß es die Hälfte eines Gebotes wäre, und daß ein halbes Gebot gar keines wäre, es fehlt die andere Hälfte, das Gebot für die Eltern, nämlich, daß sie ihre Kinder ehren sollen. Ja, das fehlt" (412). Aber es ist Frenssens Glaube und eigene Erfahrung, daß der Mensch nur durch klares, nüchternes Sehen und Betrachten der Wirklichkeit ganz lebensfähig wird, und daher ist sein

Wunsch, ihn „auf den Boden der Tatsachen" zu stellen, ihn mit beiden Beinen im Leben und auf der Erde stehen zu sehen. Das ist nach Frenssens Meinung der einzige Weg gesunder Lebensbetätigung und tüchtigen Wirkens.

Die Erkenntnis der Wirklichkeit darf aber auch nicht zu Mutlosigkeit oder untätigem Verzweifeln führen. So schließt er die Belehrung, die er dem jungen Menschen über die harte, grausame Wirklichkeit gegeben hat, mit den Worten: „Nun hättest du vielleicht Neigung ..., ein sittlich gleichgültiger oder ein immer bedrückter, trauriger, mißtrauischer oder gar böser Mensch zu werden? Den Weg gehe nicht! Sondern sei kalt, klug, wach und glaube dennoch und trotz alledem an das Gute im Menschen und halte dich dazu, und baue mit an seiner Erhöhung, und glaube auch an das ewige Gute! ... Dennoch und trotz alledem!" (M. u. M. 300). Mit hartem Zorn wendet sich Otto gegen die Verschlafenheit des Hans Hellebeck, der die grausame, häßliche Wirklichkeit erkannt hat, aber ein Eingreifen für unmöglich hält. In diesem Sinn sagt Adam Barfood: „Das ist Sünde, wenn du nicht in innerster Seele diesen Schmerz, diesen Zorn fühlst." Der Zorn aber soll und muß zur Tätigkeit, zum tapferen Wirken anspornen. Deshalb sind ihm die Unterlassungssünden die schwersten: „Unverstand, Lässigkeit, Bequemlichkeit, Unfähigkeit. Diese Art Sünden, die Sünden der Unterlassung sind ja überhaupt viel weiter verbreitet und wirken viel verheerender und schwerer als die bösen Taten" (197). Das Schlimmste von allem ist ihm „die Trägheit des Herzens" (50) und darum verkündet Adam: „Feuer haben, das ist die Hauptsache" (24).

In diesem „Feuer haben" steckt das Idealistische von Frenssens Wirklichkeitssinn, das, was über das nackte, bloße Erkennen der Wirklichkeit hinausweist. Ohne dieses Feuer, ohne den belebenden Glauben, ja ohne gewisse Illusionen geht es im Leben nicht. Ohne dieses Stück Illusionsglauben wäre das Leben leer und trübe, es fehlte ihm der Glanz und die Zukunftsfreude, ohne die es keinen Mut und keine Hoffnung gibt. Dann bliebe nur noch Mutlosigkeit, Lebensangst und Schwermut. Das wußte Frenssen aus seinem eigenen Leben. Auch hier ist die Aufgabe, die gesunde, ausgeglichene Mitte zu finden zwischen mutlos-schwermütigem Verzweifeln und hellsichtig-phantastischem Zukunftshoffen. Die Wirklichkeit muß zwar ganz gesehen werden, um aber in ihr leben und mutig wirken zu können, muß sie mit starkem, gesundem Glauben erfüllt werden. Damit laufen alle Wünsche Frenssens, alle sittlichen Werte im besonderen, in dem einen zusammen: idealistischer Realismus.

4. Religiöse Werte.

a) Gottesglaube.

Mit den religiösen Werten kommen wir zu den Werten Frenssens, die eigentlich als die höchsten alle übrigen bestimmen, färben und sich unterordnen sollten. Das gilt insbesondere von den Vital- und Naturwerten, die durch die religiösen Werte überwunden, oder doch auf das ihnen zukommende Maß eingeschränkt werden sollten. Wie wir aber bei der Dar-

stellung der bisherigen Wertgruppen sahen, führen diese ihr durchaus selbstherrliches Eigendasein. Immerhin wird durch die religiösen Werte ihnen ein Gegengewicht beigegeben und dadurch ein allzu üppiges Sichausbreiten, ein allzu starkes Vorherrschen verhindert. Dadurch, daß die Natur- und Vitalwerte mit ihrer nur irdischen, diesseitigen Betrachtung und Beurteilung der Dinge durch eine religiöse Weltanschauung ergänzt werden, bleibt Frenssens Weltfrömmigkeit vor der Hybris bewahrt. Der oft überlaute Ruf nach biologischen, nach Naturwerten wird gedämpft durch die ebenso dringliche Frage nach dem ewigen Sinn des Menschenlebens. Wie wir im ersten Teil unserer Untersuchung als Ergebnis des Nebeneinanders von Naturalismus und Idealismus Frenssens idealistischen Realismus festgestellt und im vorangehenden Kapitel bestätigt gefunden haben, so entsteht hier aus dem Nebeneinander von Naturwerten und religiösen Werten Frenssens religiös gegründete Weltfrömmigkeit.

Neben einigen allgemein religiösen Werten, die Frenssen aus der heidnischen Religiosität des Germanentums herleitet, geben doch die eigentümlichen Werte der christlichen Religion Frenssens Glaube und Frömmigkeit das Gepräge. Das eigentümlich Christliche ist im Grunde doch das Wesentliche seiner religiösen Anschauungen. Daher läßt er Adam Barfood einmal über das Amt des Pfarrers sagen: „Es ist ein hohes, segensreiches Amt, ja das schönste und edelste in der ganzen Welt, so wie ich es verstehe und übe..." (205.) Wir haben im ersten Teil von Frenssens Gottesbegriff schon gesprochen und ihn dort systematisch zu erfassen gesucht. Hier wollen wir Frenssens G o t t e s g l a u b e als Glaubenswert ansehen und prüfen, welche Bedeutung er diesem Wert für die menschliche Lebensgestaltung gibt.

„Der Mensch muß an Gott und an das Gute glauben, durch Dick und Dünn. Er muß fühlen, daß er darin geht und steht wie in reiner, guter Luft. Dann hat man viel Macht und Gewalt, in jedem Augenblick, selbst wenn Tod und Teufel einen anblecken" (47) sagt Adam Barfood, dem zwar nach seinen eigenen Aussagen ein rechtes Glaubenssystem fehlt, der aber Glauben besitzt und vom hohen Wert dieses Glaubens erfüllt ist. Wenn er an der Leiche eines kleinen Kindes sich gegen den dürren, trostlosen Materialismus einer verzweifelten Mutter wehren muß, die glaubt, daß ihr Kind „nichts weiter ist als Erde", so führt er folgendes aus: „Wir wissen alle nicht, was wahr ist; auch ich weiß es nicht. ... es kann wohl sein, daß alles tot, verdorben und aus ist, Leib und Seele. – Aber seht, es kann auch anders sein ..., wer kann es wissen? Es ist ganz gut möglich, daß die Seele, das wunderbare Feuerlein in ihm doch hinausgeflogen ist, von uns ungesehen ... Ist der Erdglaube eure Natur, so ist nichts dagegen zu machen, so müßt ihr zu all eurem Unglück in dieser jammervollen Zeit auch noch dieses Leid tragen. Was mich, Adam Barfood angeht, so habe ich mich von meiner Kindheit an niemals zum Erdglauben gehalten, sondern immer zum Lichtglauben. Obgleich ich immer noch frage und mein Leben lang fragen werde: Warum? Warum? Dennoch bleibe ich bei dem Lichtglauben, und sagte mit jenen alten, frommen Menschen: „Dennoch bleibe ich stets bei Dir, Gott, und in dem Glauben an das ewig Gute" (352/54).

Von demselben festen Wertbesitz des Glaubens spricht Otto, wenn er der Mutlosigkeit Gesas abhelfen will: „Aber, da ich nun ihre Not sah, wollte ich ihr helfen, wie mir geholfen ward. Also sprach ich von dem, was meinem Leben zugrunde lag. Meine Religion war mir angeboren und unbehindert in mir gewachsen, und war nichts als ein demütiges Vertrauen auf einen ewigen heiligen Grund meines Seins und ein ernster, stiller Glaube an einen Auftrag, eine Art versiegelter Order, einem in die Hände gelegt, sie einst wohlbehalten in andre ewige Hände niederzulegen" (926). Als sie darauf mutlos und etwas bitter antwortet: „Sie glaube nichts. Es gäbe für sie nichts, als was ihre Augen sähen und ihre Ohren hörten" (927), sagt Otto: „Ich war über ihr Bekenntnis sehr traurig. Ich hatte das Gefühl, als wenn ein ganz armer, armer Mensch neben mir ginge, dem ich doch von meinem Reichtum nichts geben könnte" (927). Sein Gottesglaube ist ihm Hilfe in schweren, bangen Stunden, Trost in Verzweiflung und Mutlosigkeit, sein innerer Reichtum. Ueber den Wert der Religion sagt er: „Ich verstehe nicht, wie es Menschen gibt, die ohne die ewigen Ideen leben können, welche die Religion oder die Philosophie in unsere Seele senkt" (77) und spricht von dem „ewigen, stärkenden Trank" dieser Ideen.

Seinen Glauben faßt Otto in folgende Worte: „Ich rufe in Not nach Gott und Geistern, und glaube, in der Tiefe des Alls, auf dem Grund der Dinge, einen schönen, klaren Schein zu sehen, etwas wie ein Antlitz, ‚voll Gnade und Wahrheit'. Ich gehe langsam, mich fürchtend, klopfenden Herzens in die Tiefe, und bete an, was ich nicht sehe, was ich als ewige Macht ahnend fühle" (934). Auch seinen Künstlerberuf faßt er in religiösem Sinne auf: „Ich war aus einem gottesfürchtigen Geschlecht von alters her und hielt von Natur den Künstler für einen Beauftragten Gottes, seinem Volk und damit der ganzen Menschheit seine Wunder zu zeigen" (806). Ottos gläubig-frommes Lebensgefühl spricht sich auch aus, wenn er vom Sonntag, dem „Tage Gottes" und seiner Heiligung spricht, wenn er darüber klagt, daß Gesa „den wundersamen, mystisch-heiligen Begriff Sonntag" nicht kenne, „dies Symbol reinen, ewigen Friedens, diesen Widerschein der Ewigkeit und Heiligkeit Gottes" (770). Ganz christlich-religiös, nicht pantheistisch, ist auch die Schilderung einer Abendlandschaft, der Stimmungen und Eindrücke, die sie hervorruft: „Im Westen aber hat sich über Land und Meer das Himmelstor aufgetan, von unvergleichlicher Pracht und Herrlichkeit, so als wollte nun gleich die unendliche, heilige Erscheinung Gottes hervortreten, und überschüttet die Marschen und Deiche mit Gelb, Rot und Violett, daß ... das turmreiche Ballum wie die Stadt Gottes vor dem Abendrot schwebt ... bis dann das Blau und Grau von Osten langsam vorwärts schreitet und alle Herrlichkeit löscht, und nichts übrigläßt als die Heiligkeit der Nacht, durch welche lautlos Gottes Engel ziehen" (1142).

Mit dem Gottesglauben eng verbunden ist, wie wir schon bei der Wiedergabe von Adam Barfoods „Lichtglauben" sahen, der Glaube an die Unsterblichkeit. Otto glaubt fest an ein Fortleben der Seele nach dem Tode: „Es hat keine Stunde in meinem Leben gegeben, wo ich an diesem Glauben, der

mit mir geboren ist, gezweifelt habe" (45). Auch dieser Glaube ist Wertbesitz, und wenn es „unausdenkbar" sei, dann beginnen eben mit dem Ende des Denkens erst die Wunder der Schöpfung. Allein um die Gerechtigkeit, die doch auf Erden oft ausbleibt oder doch zu fehlen scheint, zu sichern und zu gewährleisten, muß er an die Unsterblichkeit glauben: „Schon um solcher Leiden willen, welche die Reinen, Guten leiden, ohne im irdischen Leben jemals davon erlöst zu werden, muß ich die Hoffnungen des christlichen Glaubens für wahrhaftig halten" (50). Hier wird also die ausbleibende Gerechtigkeit zum Ausgangspunkt des Gottes- und Ewigkeitsglaubens, der einzig beruhigen und befriedigen könne. Der Gottesglaube ist hier eine Forderung, die aus der Ungerechtigkeit der Welt abgeleitet wird. In der Tat treffen wir hier auf eine Hauptschwierigkeit in Frenssens Gottesglauben, die freilich meist umgekehrt darin besteht, daß die Ungerechtigkeit, die Sinnlosigkeit des Weltgeschehens, ihn an Gott zweifeln läßt. Es ist die Stelle, wo sein angeborener Gottesglaube auf Schwierigkeiten stößt und sich zu bewähren hat.

Immer entbrennt das Ringen um den Gottesglauben bei Frenssen an dem Punkt, wo es sich um die göttliche Gerechtigkeit handelt. Es ist der Prüfstein seines Glaubens, die alte Hiobsfrage. Sein Gottesglaube steht und fällt mit dem Glauben an die Gerechtigkeit der Weltordnung. Das gleichzeitige Ringen um Gott und Gerechtigkeit wird besonders deutlich im „Untergang der Anna Hollmann", wo Jan Guldt „wütete und raste in seiner hochmütigen Seele gegen Gott" (127), weil ihm Gott sein Recht nicht zukommen läßt. Mit dem Augenblick, wo er den Bestand der göttlichen Gerechtigkeit überhaupt in Frage gestellt sieht, beginnt für ihn glaubensarme, an Gott verzweifelnde Zeit. Ebenso befindet sich Adam Barfood in tiefster Gottferne dann, als er an einen Sinn, an eine Gerechtigkeit nicht mehr glauben kann: „Wozu ein Gott? ein Gott? Von allen Gedanken der schrecklichste, sich für diese Erde einen Gott zu denken! Was muß das für ein Gott sein" (404). Gottsuchen ist für Frenssen ein Gerechtigkeitssuchen, ein Sinnsuchen für Leben und Welt. Nach den schweren Ereignissen der Kriegszeit sagt Otto: „ich mühte mich ... in meiner Weise um einen tieferen Sinn dieser gewaltigen Tatsache, um ‚Gottesgerechtigkeit', und konnte sie nicht finden" (1019). Aber anders als Jan Guldt fährt er demütig und gottergeben fort: „Zuletzt, nach vielen verzagten, schwarzen Stunden, ergab ich mich ... demütig in die menschliche Unvollkommenheit und das Zutrauen zu Gottes Gerechtigkeit, daß alles Geschehen einen heiligen Sinn hätte, den ich als ein Geist, der zur Zeit in menschliche Form gebannt war, nicht verstehen könnte" (1019). Solches Gottvertrauen gibt ihm den Grund für innere Ruhe, Lebensmut und Zukunftshoffen.

Aber immer erneut – wie Jan Guldt, der nach dem Schiffsuntergang in bewußtlosem Zustand, mit wildem Zorn bis vor Gottes Tür dringt, um dort harte Anklage zu erheben und sein Recht zu fordern – dringt auch Otto gegen Gott an: „Daneben – bestürmten mich die weiten und wogenden Nöte des Gestern und Heute, die ich ... bis vor Gottes Thron brachte; gegen den ich bald wild, bald weinend mit Klagen und Fragen anstürmte"

(1127/28). Es ist ihm innerstes Lebensbedürfnis, „Ordnung in dem Gewirr zu sehen und den Zug von Gottes Hand" (1143). Solche Ordnung stellt Frenssen wie in allen seinen Werken, so auch im „Otto Babendiek" her. Es ist ihm Bedürfnis, wenigstens in seinen Romanen in einer geordneten, gerechten Welt zu leben. Und wenn es auch bisweilen unter Hintanstellung der Wahrscheinlichkeit und des sonst so hochgestellten Wirklichkeitssinnes geschieht: es entgeht kein Bösewicht seiner verdienten Strafe und die andern erhalten ihren wohlverdienten Lohn. Tante Lene sagt in ihrer Freude über die Strafe, die die Schlechtigkeit Onkel Peters erfahren hat: „Ich habe immer allerlei am Herrgott auszusetzen . . ., aber am meisten, daß er uns so selten das Vergnügen macht, hier auf Erden schon zu sehen, wie ein Böser in der Hölle schmort" (830). Diesem menschlichen Bedürfnis kommt Frenssen im allgemeinen hinreichend entgegen.

Da für Frenssen eine Hauptschwierigkeit seines Glaubens in diesem Fordern der Gerechtigkeit liegt, ist ihm ein besonderer Stein des Anstoßes das unschuldige Leiden auf der Welt. Den festen Halt kann daher sein Glaube nur dadurch bekommen, daß er Leid und Not, Unglück und Opfer, alles Böse und Schwere im Menschenleben, in seinen Glauben aufnimmt. Er muß auch diesen Erscheinungen des Lebens ihr Recht und ihren Sinn, ihren Wert, ja sogar ihre Notwendigkeit zusprechen. Die aus solchem Glauben neu entstandenen religiösen Werte, wie wir sie besonders im „Pastor von Poggsee", aber auch in unserem Roman finden, werden wir im folgenden darstellen.

b) Nächstenliebe.

Neben Frenssens tiefem und festem Gottesglauben steht seine heiße Menschenliebe. Man kann sein ganzes Schaffen aus einer einzigen Wurzel herleiten: dem starken leidenschaftlichen Helfenwollen. Alle seine Romane sind davon voll, und haben das eine Ziel, zu helfen aus allen Zeitsorgen und aller Zeitnot. Von wenigen Schriftstellern der Gegenwart ist der Wert der N ä ch st e n l i e b e so in den Mittelpunkt ihres Schaffens gestellt worden und so der Grundton ihres Wesens. Frenssens Werk ist eine große Predigt über das Thema: Wie kann ich den Menschen helfen? Hat er doch nicht zuletzt sein Pfarramt aufgegeben, um sich als Schriftsteller einer größeren Gemeinde hörbar zu machen, um auf das ganze deutsche Volk einwirken zu können.

Alle Hauptgestalten in Frenssens Romanen sind vom Helfenwollen erfüllt, beseelt und getrieben. Man kann sagen, bei ihnen erwacht der soziale Wille vor dem Individualwillen und bleibt vorherrschend durch ihr ganzes Leben. Noch bevor sie selbst voll entwickelt sind, bevor sie sich selbst gebildet haben und sich selbst helfen können, lebt in diesen Menschen der Wunsch, andere zu trösten und zu stärken, ihnen helfen und raten zu können. Oft ist gerade diese Nächstenhilfe der Ausgangspunkt für ihre eigene Entwicklung, der Weg zu ihrer Selbsthilfe. Schon als Knabe macht Kai Jans die bittere Erfahrung von der Schwachheit und Schlechtigkeit der Menschen, und daß seine eigene Kraft zu gering ist, um wirklich helfen zu können. Und doch

drängt es ihn zu helfen, etwa den Großstadtmenschen in ihrer Sorge und Not, oder den Arbeiterkindern in ihrem freudlosen Dasein. Als seine Lebensaufgabe sieht er an, den Menschen und sich selbst ein Ziel zu setzen, das sie glücklich macht, ihnen einen Glaubenswert zu zeigen, der ihnen Halt und Hilfe gibt. „All unser bißchen Aendern und Bessern und Vorwärtswollen – ist nichts und wird nichts; darum, weil wir kein rechtes Weltgefühl, keine rechte Religion haben. Uns fehlt ein guter, reiner Glaube" (456). Adam Barfood befähigt, wie alle diese Helfergestalten, sein „Seelenhunger", „sein leidenschaftliches Interesse für Menschen", „sein Einfühlungsvermögen", seine Fähigkeit, in anderer Leute Leben und Seelen „einzutauchen", zu diesem Dienst an den Menschen. Als Knabe weiß er auf die Frage, warum er Pastor werden wolle, keine bessere Antwort als: „Ich will den Menschen helfen" (6). Sein Helferwille bringt ihn immer wieder in die Gefahr, sich selbst zu verlieren, in fremder Not aufzugehen und darin seine Kraft zu erschöpfen. Besonders in den Universitätsjahren wird er durch Fürsorge, die er anderen hilfsbedürftigen Menschen zuteil werden läßt, durch dauernde Hilfeleistungen schuld an dem eigenen Zurückbleiben. Helfen und Mut machen, trösten und Licht bringen ist seine Lebensaufgabe wie die des ganzen Buches. Die größte Verzweiflung und Verdunkelung erlebt er, als seine Helferkraft versagt.

Ihm, dem „wahrhaften Menschen", an dem die Wahrheit das Beste war, kommt es auch nicht darauf an, so schwer es ihm fällt, zur Lüge zu greifen dort, wo sie allein Hilfe zu bringen vermag. Er kommt durch ein Dorf, wo ein Pfarrer mit dem Glauben an das unmittelbar bevorstehende Kommen des Gottesreiches große Verwirrung angerichtet hat, und die Bauern nun untätig herumhocken und mit gepackten Bündeln auf das Ende warten. Unbekümmert und sicher tritt er unter sie, er habe die Berechnungen ihres Pfarrers nachgeprüft und einen Fehler entdeckt, es dauere noch $23^1/_2$ Jahre, worauf sich die Menschen wieder an die Arbeit machen. In ähnlichem Sinne sagt Otto: „Es gehen viele Lügen um die Welt, die meisten mit lächerlichem, viele mit bösem, viele mit irrsinnig wüstem Gesicht. Es gibt aber eine Sorte von Lüge, die hat ein gutes, feines Gesicht, mit versteckten Tränen in den Augen: die Lüge der Liebe!" (1033).

Hilfe ist für Adam Barfood auch der leitende Gedanke, warum er die uneheliche Mutterschaft seiner Tochter Abel nicht nur entschuldigt, sondern freudig begrüßt. Sie bedeutet Hilfe für alle, die ihm die Nächsten sind. Geholfen ist ihm und seiner Frau, die nach Verlust dreier Kinder nun wieder neues Leben um sich sehen, geholfen wird Abel, die als rechte Mutternatur in Bitterkeit und Hoffnungslosigkeit ihr eheloses Leben führte, geholfen ist auch dem Vater des Kindes, der in unglücklicher Ehe mit einer böswilligen, kränklichen Frau gedrückt dahin lebte, und dessen Leben nun eine Erhöhung und Belebung erfährt. Gerade auf diesem Gebiete ist manche Uebertreibung Frenssens, manches Unbegreifliche allein zu erklären aus dem heißen Wunsch, großer, quälender Not abzuhelfen. Die Betonung und Ueberbewertung der vitalen Werte ist Ausfluß seines Helferdrangs, indem er gerade durch diese Werte zu einer gesunden Entwicklung und einer natürlichen Entfaltung des

Menschen verhelfen, Hemmungen und Widerstände beseitigen will. Gerade auf diesem Gebiet, meint Frenssen, gilt es viel Menschennot abzuhelfen.

Frenssen ist in seinen späteren Romanen kritischer und vorsichtiger, die Grenzen seiner Helferkraft sind ihm bewußt geworden: „Ach Gott, was weiß ein Mensch vom andern! Man muß den Menschen dicht neben sich, der Seite an Seite mit einem wohnt, wandern lassen mit seiner Seele, wer weiß wie weit und zu welchen Schluchten und Abgründen; und kann ihm nicht folgen und beispringen" (P.v.P. 292). Dieser etwas müde und verzichtleistende Ton ist auf das Erlebnis vieler Enttäuschungen und Mißerfolge zurückzuführen, die sein heißes Bemühen um Menschen erfahren hat. Dieselbe Aussichtslosigkeit des guten Willens zur Hilfe in einzelnen Fällen spricht auch Otto aus: „Ich weiß jetzt, daß niemand ihr helfen konnte, da – ich sage es mit Bitterkeit, in Hader und in Streit mit Gott – da Gott alle Tore zu ihrem Herzen verriegelt hatte. Wie konnte ein Mensch ihr helfen?" (B. 928). Nicht helfen können ist für diese Menschen das Schwerste. Auch die andere Erkenntnis spricht Otto aus, den „Schmerz nicht allen helfen zu können" (874), aus dem einfachen Grunde der Selbsterhaltung, der Pflichten gegen das Eigenleben. Wie bitter schwer es ihm wird, die Ohren verschließen zu müssen vor Menschennot und Menschenbitte, hört man aus seinen Worten: „Aber am schlimmsten waren die, welche persönlich oder brieflich geistige Hilfe haben wollten. Sie waren irgendwo und irgendwie, an irgendeiner grundlosen Stelle ihres Weges mit einem Karren geistiger Habe festgefahren, dem niemand besser weiterhelfen konnte als ich. Es ist nicht zu sagen, wieviel Fuhrwerke der Art unterwegs sind und wieviele sich zu jeder Zeit des Jahres im Zustand des Festgefahrenseins befinden! Wenn ich nur jeden zehnten Wunsch hätte erfüllen wollen, hätte ich mein eigen Feld verunkrauten lassen müssen!" (876). Auch der Gefahr, hinterher zu erkennen, daß man durch seine Hilfe nur geschadet hat, entgeht Otto nicht: „Und diese Unruhe wegen allerlei Menschen, die ich mir mache! Mensch über Mensch! Und ich mische mich in ihre Dinge und bemühe mich, zu helfen! Aber ich glaube, daß ich etwas mehr schade als ich helfe" (919). Otto kennt also jetzt alle Gefahren, die aus seinem Helfenwollen entstehen oder sich ihm entgegensetzen können. Aber trotz allem bleibt er der Helfer für alle: er will Eilert helfen auf seinem schweren Lebensweg, Eva in ihrer Liebesnot, Ernemann, als er falsch beschuldigt ist, er will im Hause Hellebeck helfen und in der Familie seines Schwiegervaters, er will überall helfen. Er ist stets hilfsbereit und in der Not fragt er nicht nach Schuld oder Verdienst, sondern es heißt: „Jetzt ist die Not da, und jetzt muß helfen, wer helfen kann" (1015).

Um seiner herzwarmen, stets hilfsbereiten Art willen ist auch Valle Bohnsack, der äußerlich schmutzige und unordentliche Viehtreiber mit soviel Wohlwollen und Wärme gezeichnet. Durch seine Güte wird er an entscheidenden Stellen des Buches zum Träger und Mittelpunkt der Handlung. Auch er hilft, wo er kann unter Einsetzung seines ganzen Menschen, aus innerstem Herzensdrang. Ueber keine Gestalt ist der Glanz schöner Menschenliebe und nimmer rastenden Helferdrangs so ausgebreitet wie über Tante Lene. Ihr Leben ist ein großes Liebeswerk, ein selbstloses, gütiges, barmherziges Helfertum. In

ihrer Natürlichkeit, Lebensfülle, in ihrem Wohltun und in ihrer Liebeskraft ist sie ganz wesensverwandt mit Adam Barfood. Ihr genügt der Dienst an der Familie und an ihren nächsten Mitmenschen nicht, sie greift weit darüber hinaus. Sie ist für jedermann jederzeit mit Hilfe und Rat bereit. Allen Menschen, denen sie begegnet, fühlt sie sich verbunden und verpflichtet. Wo immer sie Not sieht, da ist ihr Wirkungsfeld. In zahllosen Beispielen zeigt uns Frenssen diese Frau als Beispiel echter, tätiger Menschenliebe. Erschütternd ist ihr Zusammenbruch in einer Zeit, da alle ihre Hilfe versagt an der Schwere der Not: „Von der Unfähigkeit zu helfen, wurde sie krank; ich glaube zum erstenmal in ihrem Leben. Die Angst um andere machte ihr Angstzustände. ... jetzt weinte sie zum erstenmal über andere, da sie nicht helfen konnte" (1158/59). Damit ist die Wurzel ihres Wesens empfindlich getroffen. Ihre Dienstleistungen geschehen nie in gönnerhaft herablassender Art, sondern in herznahem Verbundensein mit allen der Hilfe bedürftigen Menschen. Frei ist sie auch von Stolz, von jeder Selbstgerechtigkeit und Ueberheblichkeit, vielmehr bleibt sie bei allem gesunden Wertbewußtsein bescheiden und demütig im Bewußtsein ihrer eigenen Fehlbarkeit und Schuld. Sie übt im „Otto Babendiek" christliche Nächstenliebe im wahrsten Sinne und ist umstrahlt vom warmen Glanz der Herzensgüte. „Das Wesen des Christentums liegt in der helfenden Liebe" (Gr. 139), sagt Frenssen einmal.

Wenn Frenssen aus dem Grunde dieser Menschenliebe, als rechter Nothelfer, für eine Erleichterung und Herabsetzung der sittlichen Forderungen eintritt, wenn er der menschlichen Schwäche in der daraus entstehenden Notlage Rechnung tragen will, die Absolutheit der sittlichen Forderungen und damit ihre Härte auflöst, so vermag er damit sicher vielen Menschen in ihrem vergeblichen, zermürbenden Ringen zu helfen. Andererseits trägt er damit auch bei zu einer allgemeinen Herabsetzung dessen, was erstrebt und erreicht werden soll. Es gilt nicht für alle Menschen, daß eine Herabminderung der Ansprüche und Ziele, eine Erleichterung ihres Lebensweges ihnen zum Besten gereicht. Viele Menschen bedürfen gerade hoher Ziele vor Augen und man schadet ihnen, wenn man sie so nimmt, wie sie sind; darum ist der von Frenssen gewiesene Weg kein allgemein gültiger. Nicht immer besteht die größte Hilfe in einem Wegräumen aller Hindernisse, in einer möglichst reibungs- und hemmungslosen Entwicklung. Nicht immer führt der leidlose Weg zur Höhe. Oft ist gerade Leid und Irrtum, Not und Umweg der schnellste und sicherste Weg zur Höhe, zur Vollendung des Menschen.

c) Leiden und Opfer.

Ist schon Frenssens ungestümer Helferdrang, der in warmer Menschenliebe wurzelt, ein eigentümlich christlicher Wert, so gilt das in besonderem Maße von seiner Auffassung des Leidens und des Opfers, die der eigentlich christliche Kern in Frenssens Weltanschauung ist. Opferwille und Leidbereitschaft geben seiner Verkündigung das ausgesprochen christliche Gepräge und färben weithin sein Welt- und Lebensbild, freilich ohne es dadurch eindeutig zu bestimmen und bis ins letzte zu durchdringen.

Die religiöse Grundfrage Frenssens haben wir als die Frage nach der göttlichen Gerechtigkeit bereits behandelt. Eng mit dieser Frage verbunden ist die nach dem Sinn des Bösen und dem Wert des Leidens der Guten. Ganz im Sinne Frenssens anwortet Hans Hellebeck darauf: „Böses und Leiden muß wohl sein. Was wäre die Welt ohne Böses und Leiden?" (861). Die eigentliche Antwort aber auf diese Frage hat Frenssen bereits im Pastor von Poggsee" gegeben, jenem Roman, der in der schweren Leidenszeit des deutschen Volkes nach Krieg und Revolution entstanden ist, und in dem sich Frenssens Grübeln und Ringen um diese notvolle Frage niedergeschlagen hat. Aus der schweren Leidenszeit ist in diesem Buch ein starkes, trostreiches Bekenntnis zum Sinn und Wert des Leidens gewachsen. Auf diese Predigt Frenssens an das deutsche Volk müssen wir hier zurückgreifen.

In jeder Not liegt für Adam Barfood „irgendwie ein Segen", und sei es auch nur, daß man sich bewährt, daß man seinen Wert beweist: „Wie sollen wir Gott und den Menschen beweisen, daß wir tüchtige Kerle sind? ... das ist doch das Wichtigste am ganzen Leben, daß man sich bewährt" (280). Als dann die Not und Qual des Krieges hereinbricht, tröstet er seine Leute: „... daß es so Gottes Wille war, diesen Krieg zu bringen, daß es nötig war für die Schöpfung, für die Menschheit ..., daß irgendwie ein guter Sinn darin liegt. Nur durch Not und Qual kommt die Menschheit vorwärts" (283). Hierin ist eigentlich seine ganze Auffassung vom Leidgewinn enthalten: das Leiden ist von Gott geschickt und für den Fortschritt der Menschheit notwendig. Diesen Glauben hält er aufrecht durch alle leid- und opfervolle Not der Kriegszeit hindurch: „Hätten wir Menschen kein Leid – keine Hemmung, kein Hindernis, wäre unser ganzes Leben lauter Erfolg, lauter Sonnenschein ..., welch ein geiler Affe, welch ein Narr und Schmarotzer am Leben wäre der Mensch. Aber jetzt ..., hier ein Leid, da eins, hier ein Schmutz, da einer ..., nur so werden die Menschen tief, verantwortlich, bedächtig, geduldig, erwägend, erwartend, grübelnd, ernst und froh" (438). „Nur durch Not und Unglück kommen die Völker auf reinliche, klare und wahrhaftige Wege" (442). „Nicht allein durch Entdeckung und Erfindung – auch nicht allein durch geistige und sittliche Ideen – kann die Gottnatur dies ihr großes und reines Ziel in Erscheinung bringen; sondern es ist durchaus noch eins nötig: das schwere Leid, die unsägliche Mühe, die Gott dem Menschen gegeben hat. Ja, sie ist mehr wert und wichtiger als das andere" (443).

Die Menschheit soll aufhorchen, den Ursachen der Leiden nachsinnen, sich aufraffen und sie überwinden. „All dies Fragen und Suchen wird einst seinen Segen haben. Ja, es wird von ungeheurem Wert für die Menschheit sein. – Dann wird nach diesem schrecklichen Jammer und aus all diesem seelischen Suchen und Quälen heraus ein neues, höheres Menschentum entstehen. Es wird eine höhere, edlere Frömmigkeit aufleuchten, und es wird eine bessere Menschheit hochkommen" (440). Mit diesem Glauben bricht Frenssens ganze Hoffnungsfreudigkeit in die düstere Not der Gegenwart ein, und so kann er Adam Barfood mit Recht sagen lassen, daß die „Grund-

begriffe der christlichen Religion: Glaube, Liebe, Hoffnung", in seinem Herzen lebendig seien (89). Leidenszeit heißt, sich auf sein eigenstes Wesen und die innersten Kräfte besinnen, sich in sich zusammenziehen und wieder gesunden. „Nur im Leid, in Katastrophen und Revolutionen und darauffolgender Evolution vollzieht sich in der Schöpfung, es sei in der Sternenwelt oder in der Menschheit oder im einzelnen Menschen, die neue höhere Entfaltung. Stirb und werde: das ist das große Geschehen in den Sternen und in der einzelnen Seele" (467). Damit ist in Adam Barfoods Predigt die Brücke geschlagen vom Erleben des Volksganzen, der Menschheit hin zum einzelnen. Wie im großen, so gilt auch im kleinen der hohe Wert des Leidens, und dieser Wert des Leidens wird in allen späteren Romanen Frenssens erkannt und betont. So sagt Otto in der glücklichsten Zeit seines Lebens: „Ich weiß nicht, was in diesem Jahre aus mir geworden wäre, wenn nicht das Leid um die beiden lieben Leute am Graben in B.... gewesen wäre" (703). Neben aller Klage über Umwege und Irrtümer, Bedrängung und Not wird immer auch des Wertes und des Sinnes, der in solchem Erleben liegt, gedacht. „Nicht, daß ich meine, daß dieser Abweg mir geschadet hätte! O nein, es war sinnvoll für mein ganzes Leben!" (207), sagt Otto, und Adam Barfood noch betonter: „Nur im Irren und Widerstand wachsen wir Menschen zu guten, tiefen und reifen Menschen, gleich wie die Pflanze an Sturm und Regen" (222).

Eine letzte Steigerung erfährt diese Auffassung vom Leiden noch durch die Aufnahme des unschuldigen Leidens und Opfers, also des stellvertretenden Opfertodes. Mitten in der Predigt Adam Barfoods, der sonst nicht gern und sehr selten von Christus selbst spricht, stehen die Worte vom „Kreuz als Symbol des Besten und Wertvollsten, das immer und überall für die ganze Menschheit litt und starb" (439). Aehnlich sagt Frenssen: „Die guten müssen leiden und sterben. Aus ihrem Leid und Tod gewinnt das Gute neue Kraft, in der Menschheit zu wachsen. Das ist ein Geheimnis der Schöpfung, davor wir uns beugen müssen, so dunkel und schmerzlich es ist" (M. u. M. 348).

Von diesem christlichen Standpunkt aus gesehen, verblassen die Naturwerte und verlieren ihren selbständigen Eigenwert. Solche Leidauffassung verträgt sich schlecht mit dem Fordern einer möglichst reibungslosen und schmerzlosen Entwicklung des einzelnen, mit dem Bemühen, alle Widerstände und Hemmungen zu vermeiden und auszuschalten. Nicht mehr das Glück des einzelnen ist Hauptsache, oberstes Ziel, sondern der Blick auf das Ganze der Menschheit, auf ihren Fortschritt gibt dem Handeln und Wollen Richtung. Der Wille, die Gesamtheit zu fördern, fordert das Zurücktreten des Einzel-Ichs, nimmt um dieses höheren Zieles willen Leid und Not willig und bejahend auf sich und, wo es not tut, auch das Opfer eigensten Lebens und Lebensgefühls. Indem so das Leiden in den Willen des Menschen aufgenommen wird, ist jeder Machtanspruch der vitalen Werte gebrochen, denn diese kennen den Wert des Leidens, der Entsagung, der Not und des Opfers nicht. Während diese der Ichhaftigkeit des Menschen das Wort reden, nur sein möglichst kräftiges, ungehemmtes Entfalten und Ausleben im Auge

haben, wird hier das Du betont und durch die Einordnung des einzelnen in einen größeren Weltzusammenhang, über dem als oberster Wert Gott steht, Beschränkung und Opfer gefordert, Leid und Not als sinn- und wertvoll angesehen. Erfüllung des ganzen natürlichen Lebens, Befriedigung aller natürlichen Ansprüche und Bedürfnisse des Menschen werden dort gefordert, hier werden Einschränkung und Entsagung als wertvoll, ja als lebensnotwendig hingestellt. Wird dort Befriedigung, Sättigung, Sattheit gewünscht und hoch bewertet, so kennt man hier den Wert der Sehnsucht und des Hungers, als die Triebkräfte zu allem Fortschritt und zu allem Guten. Alle Schwierigkeiten der Entwicklung, alle Leiden und Nöte des Lebens werden unter diesem christlichen Gesichtspunkt Werte des Menschen. Damit wird die Klage und das Jammern darüber hinfällig und alles Trachten, diese Hemmungen und Widerstände, Sorgen und Leiden zu umgehen oder ganz aus dem Wege zu schaffen, sinnwidrig.

Das bedeutet eigentlich die Ueberwindung der Naturwerte, aller nur biologischen Werte, denen damit die Stelle von elementaren Grundwerten angewiesen ist. Sie sind Ausgangswerte menschlichen Lebens, gelten als Grundlage, aber nicht mehr selbständig als Werte an sich. Daß sie trotzdem bei Frenssen ihr starkes Eigenleben führen und eine Ueberbewertung erfahren, wie wir oben gesehen haben, ist das Widerspruchsvolle in Frenssens Wertsystem und der letzte Grund für seine sich oft widersprechenden Wertungen und Urteile. Hier machen sich die Folgen bemerkbar davon, daß Frenssen, wie wir im ersten Teil unserer Untersuchung sahen, Gott und Natur gleichwertig nebeneinander stellt und daß er alle Forderungen Jesu und damit die christlichen Werte ihrer Absolutheit entkleidet hat. Damit haben sie eben auch die Kraft verloren, sein Weltbild bestimmend zu gestalten, oberste verpflichtende Werte zu sein, denen sich die andern unterordnen. Es finden sich zwar deutlich christliche Werte in Frenssens Weltanschauung, aber sie stehen nicht mehr über, sondern neben den andern, sie färben und formen nicht die andern, sondern müssen sich von den andern Färbung und Veränderung gefallen lassen. Das ist teils zu erklären, wie wir gesehen haben, aus gefühltem Wertmangel, der stets die Einheitlichkeit und Eindeutigkeit des Weltbildes gefährdet, zum andern aber dem Dichter Frenssen zugute zu halten, der eben kein „ausgeklügelt Buch" ist, sondern ein Mensch mit seinem Widerspruch, kein festes System besitzt, sondern die Weltanschauung eines Künstlers.

Das Nebeneinander von Naturwerten und religiösen Werten in Frenssens Weltanschauung führt also zu Widersprüchen und Gegensätzen, nicht zu dem erstrebten harmonischen Miteinander. Sie bleiben die beiden unverbundenen, unvereinbaren Pole Frenssens. Wie überhaupt in seinen Anschauungen die Spannungen, Gegensätze und Antithesen stärker sind als ihre Synthese, ihre harmonische, erlösende Verbindung, die für ihn immer nur Wunschbild, unerfüllte Sehnsucht ist. Die neue Sittlichkeit, die Vereinigung dieser so artverschiedenen Wertgruppen zu einem einheitlichen Wertsystem ist Frenssen noch nicht gelungen. Daß sie erst angebahnt, aber noch in unorganischem Nebeneinander oder gar feindlichem Gegeneinander stecken geblieben ist, ist der Grund des eigentümlichen Schillerns, des Zwiespältigen

und Widerspruchsvollen in Frenssens sittlicher Wertung. Eine Angleichung der Werte, ein einheitliches Wertsystem bahnt sich zwar im „Otto Babendiek", Frenssens großem autobiographischem Roman an — es ist, wie wenn die vorausgegangene christliche Predigt des „Pastor von Poggsee" für Frenssen zum Anlaß geworden wäre, seine Wertewelt kritisch durchzusehen und zu ordnen —, ist aber noch nicht gefunden.

Es wäre eine lohnende Aufgabe, die den Rahmen unserer Untersuchung aber überschreiten würde, die Entwicklung der sittlichen Anschauungen Frenssens in ihren einzelnen Stufen aufzuzeigen. Uns war es nicht um die Darstellung des Werdens, sondern des Gewordenen zu tun, wobei wir uns freilich auch gelegentliche Rückblicke nicht ersparen durften. Christlich und deutsch zu sein, germanischen Natur- und Götterglauben mit christlichem Offenbarungsglauben zu verbinden, bleibt Frenssens große Sehnsucht. Wenn diese Harmonie auch noch nicht erreicht ist, das Streben und die Sehnsucht danach ist ein unverkennbares Verdienst Frenssens, sein eigentümlicher Wert als Kulturpriester des deutschen Volkes. Wenn er sich auch des menschlichen Zwiespaltes, seiner eigenen Polaritäten voll bewußt ist, so bleibt doch sein Glaube an eine endliche, letzte Harmonie: „Ich habe, von meiner Jugend an, an Harmonie in mir und um mich nicht geglaubt, sondern habe das Tragische als wahr erkannt und nicht einen Augenblick dagegen meine Augen zugemacht. Aber unter einem stürmischen Himmel — einen Sturm, der auch durch meine Brust fährt — trage ich wie ein edles, goldenes Gefäß das mystische Wähnen einer Harmonie, die hinter allen Stürmen liegt und dahin ich und mit mir alles, was Seele hat, unterwegs ist und dahingleitet" (M. u. M. 79).

5. Kulturwerte.

a) Kirche und Schule.

Handelte es sich in den vorhergehenden Gruppen um Werte des einzelnen, seines Eigenlebens und seiner Einzelentwicklung, so sind die Kulturwerte solche der Gemeinschaft, durch die der einzelne erzogen wird oder in die als brauchbarer Mensch hineinzuwachsen das Ziel seiner Entwicklung ist. Es ist daher unsere letzte Aufgabe, Frenssens Stellung zu den Kulturwerten zu untersuchen. Indem wir aber Frenssens Urteile über Kirche und Schule, Wissenschaft, Kunst und Rechtspflege zusammenstellen, werden wir immer wieder auf die Werte des einzelnen geführt, die in diesen Kulturwerten erfüllt oder gefährdet werden. Es ist dies letzte Kapitel also zugleich eine Nutzanwendung des bereits Erarbeiteten auf die Errungenschaften unserer Kultur und die Beantwortung der Frage: Welche Bewertung finden die Kulturgüter bei Frenssen?

Ueber Frenssens Stellung zur K i r c h e ist im Verlauf der Untersuchung, die sich ja eingehend auch mit Frenssens religiösen Anschauungen beschäftigt hat, das meiste gesagt worden. Die Vertreter der Geistlichkeit im „Otto Babendiek" sind zu unbedeutend, zu sehr nur Nebenfiguren, als daß wesentliche Schlüsse aus ihren Reden und Handlungen gezogen werden könnten. Der wohlangesehene Propst, dessen Ansprache bei einer Verlobung

„gotteslästerlich in ihrem gedankenlosen, leeren Gerede und Hochmut" (473) genannt wird, wird Pastor Bohlen gegenübergestellt, der trotz seiner Trunksucht, für die man seine „schwere und schmutzige Jugend" als Entschuldigung anführt, um seiner menschlichen Tiefe, Kraft und Natürlichkeit willen von allen geliebt und für „den besten und klügsten von allen Pastoren an der Küste" (640) gehalten wird. An zwei Punkten hauptsächlich setzt Frenssens Kritik ein, von denen mit der Schilderung Pastor Bohlens schon der eine berührt ist: „Die Kirchen lähmen die Menschen mit ihrem ewigen Reden vom Himmelreich. Sie werden dadurch weitsichtig, starren in dunstige Ferne, und sehen nicht den eigenen Körper und zu ihren Füßen nicht Not, Unglück, Ungerechtigkeiten und Morde sonder Zahl" (M. u. M. 10). Die Kirche muß aus ihrer weltabgewandten Himmelssehnsucht heraus und mehr Wirklichkeitssinn zeigen, die Geistlichen mitten im Leben stehen, dem Leben zugewandt und so als Menschen von Fleisch und Blut Helfer und Berater sein. Damit verbunden ist die zweite Forderung: die Kirche soll aus ihrer Naturfeindschaft heraus, dem Dualismus absagen und die Menschen nicht nur als Kinder Gottes, sondern auch als Naturkinder ansehen. „Das Naturgesunde, das Biologisch-Rechte, das ist das erste von allem Guten, der Anfang des Guten. Da liegt der Wille Gottes ..." Die Kirchen sollen sich hüten, „gegen das Biologische zu kämpfen, dem biologischen Geschehen feind zu sein" (M. u. M. 168). Spricht Frenssen mit der ersten Forderung einem gesunden Wirklichkeitssinn das Wort, so verteidigt er mit der zweiten die Naturwerte gegen die feindliche Einstellung der Kirche allem Natürlichen gegenüber. Wir haben gesehen, wie manche Uebertreibungen Frenssens sich aus solcher Verteidigungsstellung gegen ungerechtfertigte Angriffe erklären.

Frenssens scharfer Kritik an der Schule und ihren Lehrern liegt ebenso wie der vorbesprochenen Kritik von Kirche und Geistlichkeit eine hohe Einschätzung von ihem Werte und ihren Aufgaben zugrunde: „... ich weiß wohl, daß es viele, viele gute Lehrer gibt, und ich habe auch welche gehabt; aber welch ein unerträglicher Gedanke, ja welcher Widersinn und Irrsinn, daß es schlechte gibt! Daß es in diesem ersten und stolzesten Beruf in einem Volke schlechte gibt!" (230). Solcher hochgespannten Auffassung vom Lehrerberuf stehen Ottos Schulerfahrungen gegenüber: „Die Lehrer sind unsere Feinde und wir die ihren" (121). Er spricht von den Augen seines Direktors, die „voll Kinderhaß" waren (191). Schwere Gedanken macht er sich darüber, wo „diese Sammlung von Menschen" wohl herstamme, wie man sie gesucht und nach welchen Gesichtspunkten ausgewählt habe. Und sein abschließendes Urteil ist: „... daß diese Lehrer und diese Schulen so ungefähr das Gegenteil von dem sind, was eigentlich eine Schule sein sollte" (125). Die Gründe für dieses harte Urteil sind folgende: Ottos Lehrer flößen ihm Angst und Furcht ein, sind ihm Schreckgespenster, die ihm in den Träumen nachts als Alpdruck erscheinen, er hat „immer das Gefühl der Angst" (145). Durch ungerechte Bevorzugung der Reichen, verletzendem Hochmut gegen die Armen, durch Lob der Schlauen und Tadel der Wahrhaftigen, durch Hohn und Spott zerstört der Direktor die Unbefangenheit, das Vertrauen und die Gläubigkeit der Kinder. Aus einer Art Vernichtungstrieb alles Unschuldigen

und Reinen mißhandelt er die Kinderseelen und nimmt ihnen ihre Ehre und ihr Recht. Von den Lehrern der Ballumer Schule heißt es, daß sie zwar freundlicher, menschlicher sind, aber „freilich in meinen Augen etwas verdrehte Leute, und ihre Versuche, uns zu erziehen, sind meistens verkehrt“ (343). Allein der Direktor ist „beinahe ein vernünftiger Mensch“.

Aus dieser kritischen Beurteilung ergeben sich folgende positive Forderungen: Vertrauen zeigen, schaffen und erhalten! Mut machen und Selbstbewußtsein pflegen! Frohe und spielende Höherentwicklung der Kinder! Hauptsächlich ist es also der Wert des Vertrauen, der Frenssen bei seiner Schulkritik leitet. Eine Schule, „die das Gemüt und den Geist eines gutwilligen, kleinen Knaben spielend und lächelnd zu Hellem und Höherem führen kann“ (125) schwebt ihm als Ideal vor. Außerdem fordert Frenssen eine stärkere Anpassung des Lehrstoffes an Bedürfnisse und Erfordernisse des Lebens, ein Zurücktreten des theoretischen Wissensstoffes hinter solchem praktischer Lebenskunde. „Die deutschen Schulen lehren zur Hauptsache noch das Wissen in so und so viel Fächern; sie kümmern sich zu wenig um die übrigen neun Zehntel des Menschen, um sein Menschsein. ... und sind eben wegen dieser Unkenntnis nicht in der Lage, dem Menschen selbst, dem menschlichen Wesen, der Persönlichkeit, zur Entwicklung und zur Erhöhung zu dienen“ (M. u. M. 6).

b) Wissenschaft.

Die Richtung auf das Praktische, auf die Verwendbarkeit im Leben tritt noch deutlicher zutage in Frenssens Einstellung zur Wissenschaft. „Mit der Wissenschaft steht es freilich schlimm“, heißt es von Adam Barfood (P. v. P. 42), und das gilt auch von allen anderen Gestalten Frenssens, soweit ihr Bildungsgang sie auf die Universität führt. Frenssens eigenes Studium ist ganz auf praktisches Wirken, auf Helfenkönnen eingestellt, und Wissenschaft hat nur da für ihn Wert, wo sie unmittelbaren Nutzen bringt. Wo Wissenschaft Selbstzweck wird, versagt sein Verständnis, da er eben kein Wissenschaftler, sondern ein Mann des tätigen Lebens ist. Bedauerlich ist, daß Frenssen aus solcher persönlichen Einstellung zu einer ungerechten Beurteilung des Gelehrtenstandes kommt und sich in der Kritik nicht freihält von einer unschönen Karikierung des Gelehrten. Ganz einseitig sind die Vertreter der Wissenschaft im „Otto Babendiek“, Onkel Neel und Onkel Gosch dargestellt, und es ist kein Wunder, wenn Otto danach ganz allgemein die Gelehrten für verrückt oder in ihrer Weltentrücktheit für lebensunfähig hält.

Diese Richtung der Frenssenschen Kritik wird an der Gegenüberstellung der Gelehrten mit Tante Lene besonders klar. Diese lebensnahe, praktische, hilfreiche Frau ist den beiden Gelehrten zur Seite gestellt: dem völlig verwirrten und geistesgestörten Onkel Neel und dem lebenentfremdeten, wirklichkeitsfernen Onkel Gosch. Onkel Goschs Forschungsgebiet ist die germanische Volksgeschichte, und besonders die Entdeckungsfahrten des Pytheas ins nördliche Europa, über die dieser ein Buch geschrieben hat, das aber verlorengegangen ist. Welch wunderliches Interesse,

Bücher zu schreiben über ein verlorengegangenes Buch und die darin enthaltenen Gedanken des Pytheas! Welch merkwürdiges Bemühen, in der Luft hängende Hypothesen aufzustellen und sie gegen fremde Einsprüche zu verteidigen! Wie unfruchtbar der erbitterte Kampf um diese gar nicht vorhandenen Dinge! Solche und ähnliche verwunderten Einwürfe Frenssens klingen immer wieder als Kritik in der Darstellung der beiden Gelehrten durch. Durch Jahrhunderte muß man durchdringen, „ganze Zeitalter verächtlich beiseite schieben", um zu dem Interessengebiet Onkel Goschs zu gelangen. „Wenn man ihm (aber) mit irgendeiner Frage der Gegenwart kommt, ist er ratlos und hilflos" (403). Immer wieder stellt Frenssen fest, wie unwirklich solches Bemühen ist und wie wenig nützlich und hilfreich für das wirkliche Leben. Onkel Gosch lebt in einer vergangenen Welt, ohne jede Beziehung zur Gegenwart, es fehlt Zeit und Interesse für Probleme und für die Not der Gegenwart. Er weiß nichts vom Krieg, Pytheas und seine Zeit ist ihm mehr Wirklichkeit als die Gegenwart. Aus diesem Grunde ist die Gelehrtheit und alle wissenschaftliche Arbeit für Frenssen ein fraglicher Wert, denn sie gerät in Gegensatz zu dem hohen Wert des Wirklichkeitssinnes und dem Wert des tätigen, hilfreichen Wirkens.

Wie armselig sind auch die auf so mühsamem Wege gemachten Entdeckungen! Ein Beispiel für solche mühevolle und doch so wertlose Arbeit der Gelehrten: Was hat Pytheas mit der „Meerlunge" gemeint? „Was ist das? Welche Gegend? Welches Phänomen! Meerlunge??? Alle großen Gelehrten der letzten Jahrhunderte zerbrechen sich darüber die Köpfe! Was ist das: die Meerlunge?" (847). Onkel Gosch meint, die richtige Erklärung gefunden zu haben, es ist die große Entdeckung seines Gelehrtenlebens: die Meerlunge ist „was wir Schmuddelwetter nennen, Schmuddelwetter mit Ebbe und Flut am Strand der Nordsee" (488). „Wie sollte es dem Menschen vom sonnigen Marsilia anders erscheinen? Wie sollte er es anders fassen, verstehen, nennen? Er sah das Meer sinken und steigen, in Nebel, Dunst, Regen und Lehm, Ebbe und Flut, und nannte es „Meerlunge" (1130). Onkel Goschs stolze Ueberzeugung ist: „Die Wissenschaft von der Erde und ihrer Geschichte hat einen bedeutenden Fortschritt gemacht" (738). Ueber seine eigenen Erfahrungen sagt Frenssen: „Ihre (der Professoren) Arbeit erschien mir unglaublich mühselig und ihre Resultate unglaublich gering" (Gr. 317). Und Otto „will kein Gelehrter – sondern ein Mensch" sein (591). Gern vertauscht er sein Studium mit dem Beruf des Redakteurs: „Es schien mir, daß ich kein Gelehrter wäre, daß ich nicht die Gabe und die Neigung des geborenen Forschers hätte, viele einzelne Erkenntnisse auszugraben, abzuwägen, in eine größere Ordnung einzufügen, daß ich vielmehr die andere hätte, Ideen und Gesichte, die mir aus dem Dunkel der eignen und andrer Seelen und aller Dinge zuströmten, zu sichten, zu ordnen und zu formen" (604).

c) Kunst.

Auch die Beurteilung der K u n st steht ganz unter dem Gesichtspunkt der Verwendbarkeit im Leben. Wo sie keine sittliche, erzieherische Wirkung

ausübt, wo sie schlaff und sittlich gleichgültig macht, da ist sie gefährlich und verwerflich. „Nicht jeder verträgt den häufigen Verkehr mit der Schönheit und der Phantasie. Freilich, wer meint, es wäre im Leben genug getan, sich am Schönen gefreut zu haben, der mag so den Weg gehn. Ich aber verachte ihn; und wollte, der Teufel der Schönheit, nämlich die Verachtung des tätigen Lebens hole ihn" (Gr. 283). Mit allem Nachdruck lehnt Frenssen daher die Forderungen des l'art pour l'art ab, weil hier die volkserzieherische Wirkung ganz außer acht gelassen wird. „Das ‚L'art pour l'art' ist eine völlig unwürdige Auffassung für die germanischen Völker, ganz und gar ungermanisch. ... Von Homer und den Psalmen an war große Kunst etwas Heiliges, Sittliches und nicht irgendeine spielige venetianische Glasbläserei" (M. u. M. 154). Otto faßt den Künstler als einen „Beauftragten Gottes", – „die Menschheit zu einer höheren und reineren Stufe zu führen" (806). Er will nur über die gegenwärtige Not und Hilfe für die Zukunft nachdenken und schreiben: „Wo ich ging und lag, bestürmten mich die weiten und wogenden Nöte des Gestern und Heute, die ich nach niedersächsischer Weise, im Gegensatz zu den meisten übrigen europäischen Schriftstellern meiner Zeit, bis vor Gottes Thron brachte" (1127). Immer ist es ihm um die erziehliche, helfende Wirkung der Kunst zu tun. Mit Dankbarkeit und Hochachtung spricht er von der so aufgefaßten Kunst, von dem beglückenden Gefühl, „in dem großen deutschen Volke einer der wenigen zu sein, einer von dem schmalen Dutzend der jeweilig Lebenden" (805), denen die Gabe einer Kunst gegeben ist. Sein Ziel ist, ein Volksdichter zu sein, Erzählungen zu schreiben, „die das einfache Volk liebt" (705).

Aus Vorliebe für das Volkstümliche, Schlichte, Kräftige und Gesunde ist Frenssen gegen alle Erzeugnisse einer überfeinerten Kultur, gegen alles Schmale, Absonderliche, Krankhafte in der Kunst, gegen jene Dichterlinge aus feinen Familien, deren Kraft sich darin erschöpft, „Gedichte, einen Akt eines Lustspieles, ein Skizzenbuch, eine Komposition" zu schreiben, „alles klein, zierlich, von blasser Zartheit, über abgelegene Gegenstände" (B. 881). „Die ganze ästhetische Seltsamkeitspoeterei, die niemals und nirgends an unser Volk herankommt, weil sie ihm unverständlich und gleichgültig bleibt, ... ist mir gleichgültig. Ich bin zu einfach und zu gesund dazu" (M. u. M. 10). Dagegen läßt Frenssen warnend die Stimme eines praktischen, dem Leben zugewandten Mannes vernehmen, man solle nicht schreiben, „um eben ein Buch zu machen", sondern nur aus eigenstem Erleben und schwerer Not. „Nur das gibt gute Bücher" (B. 882). „Große, ja echte Kunst kommt nur aus gequältem Leben" (M. u. M. 176). Solche Kunst ist auch nicht zu erlernen und abzusehen, sondern ist „etwas ganz und gar Irrationales und Unbegreifbares" (B. 888), ist Gnade und Geschenk.

d) Rechtspflege.

Wir haben an anderer Stelle Frenssens stark ausgeprägten Gerechtigkeitssinn dargestellt, sahen, welche „Mühe um Gerechtigkeit" sich Otto machte und hörten seine Worte: „Ich liebe den Sturm der Gerechtig-

keit" (441). „Immer, wo ich gehe und stehe, beschäftigt mich der Gedanke der Gerechtigkeit; es ist, als wenn er mir eingeboren ist" (Gr. 133), sagt Frenssen, und an anderer Stelle: „Im tiefsten Grunde ist all mein Sinnen auf Recht und Unrecht gerichtet" (M. u. M. 67). Aus diesem Rechtssinn heraus beschäftigt sich Frenssen viel mit den Fragen der öffentlichen Rechtspflege und den Problemen der Justizreform.

Es ist die Meinung des Volkes, die Otto in seiner Rechtskritik zum Ausdruck bringt: „Es ist möglich, daß wir in unserem Urteil über die Gerichte irrten. Aber so war unsere Meinung.... Es ist die Meinung des Volkes, daß die Richter Menschen guten Willens sind, daß sie aber das, was recht ist, in den Büchern, in denen sie es suchen, nicht finden.... Der einzelne Mensch müßte das Urteil fällen, nach dem Maß der Weisheit, die in ihm ist. Und dies Urteil müßte unumstößlich sein. Das Buch müßte weg und der Mensch, der hundertmal mehr ist als ein Buch, müßte Richter sein. Und wenn er auch von jeden zehn Urteilen, die er fällte, einmal irrte, so bedeuteten die andern neun doch eine gewaltige Klärung des Wesens, und Erhöhung des Wertes des Menschengeschlechts, einen Zuwachs an Erkenntnis, Tapferkeit, Klugheit, Unterordnung, Verehrung, Ehrfurcht" (675). In diesen Worten ist Frenssens Kritik an der heutigen Rechtsprechung, wie er sie auch in anderen Büchern häufig ausgeführt hat, zusammengefaßt. Dies ist auch sein immer wiederholter Vorschlag einer Rechtsreform, die Rechtsgewalt von dem Richter, der durch den schwerfälligen und viel zu großen Gerichtsapparat gehemmt ist, zu übertragen auf einzelne kluge, rechtsbewußte Männer. „Unsere Justiz gleicht einer Stube, in der Bücher über Bücher, bis über den Fensterrand, wirr durcheinander liegen. Man wird sie eines Tags mit langer Feuerzange hinauswerfen und die Stube reinigen, und nichts darin lassen, als einen Stuhl und einen Tisch, und auf dem Stuhl einen gütigen, klaren, mutigen, rechtsgelehrten Menschen, und auf dem Tisch das Bild des Gekreuzigten. Und der Mann wird richten, nicht nach Büchern, sondern nach seinem Gewissen, das viel größer und viel feiner ist als alle Bücher" (M. u. M. 195). Der heutige Richter ist durch soviel Einschränkungen, Einengungen und Rücksichten gehemmt, es findet soviel „Leerlauf" statt, daß er geradezu „ohnmächtig" ist. „Es sind da soviel Vorschriften, daß man, wenn man auf alle achten will, überhaupt nichts mehr unternehmen kann. Nur derjenige Beamte ist für das Volk von Nutzen, der seine Kompetenzen mal überschreiten kann (B. 613). Befreiung von der bindenden und lähmenden Macht der Gesetze und Paragraphen zu gesundem und gerechtem Urteilen! „Stärkere Berücksichtigung der psychologischen Grundzustände, die für kluge Augen wohl zu entdecken sind", wodurch auch allein die wahre Schuld aufgedeckt werden kann.

Die Art der heutigen Rechtspflege untergräbt das Vertrauen des Volkes zur Obrigkeit und trübt den Sinn für Recht und Unrecht im Volke. Es stimmt das Volk bitter und verzweifelt, „daß die Justiz nach schlichtem, menschlichem Gefühl auf Seiten des Unrechts steht" (1127). Schlimme Folgen für das Rechtsbewußtsein des Volkes und seine Achtung vor der Justiz hatte die Inflation mit der „ungeheuren, völlig

unsinnigen Ungerechtigkeit, daß diejenigen, welche ihr Geld — und das hieß in den meisten Fällen ihre Arbeit, ihren Schweiß und ihre Sorgfalt —, auf Treu und Glauben, unter Brief und Siegel, irgend jemand anvertraut hatten, darum betrogen wurden" (1157). Und die Justiz behauptete, „daß es so recht wäre". So wurde das Volk „unter der Billigung des Staates seines Vermögens beraubt" (1158). Das schuf Bitterkeit, sittliche Verwirrung, Lässigkeit und seelische Verzweiflung.

Ein Hauptgrund des Mißtrauens im Volke gegen die Justiz ist ihre vielgepriesene Unparteilichkeit, die Themis mit der Binde vor den Augen. „Jedermann im Lande weiß, daß dieser Dutti Kohl ein Betrüger und Lump ist! Jedermann! ... Nur eine einzige Person gibt es, die weiß es nicht. Und das ist grade die, auf die es ankommt: die Justiz!" Alle Menschen sehen sein Unrecht, „aber die Justiz sieht es nicht! Sie sagt: ich habe eine Binde vor den Augen und sehe es nicht" (1188). „.... und das Merkwürdige ist, daß sie auf ihre Blindheit gar noch stolz ist, und sich so abmalen läßt, ich meine mit der Binde vor den Augen. Alle anderen Wesen danken Gott für helle und klare Augen; aber die Justiz dankt Gott für ihren Fehler und Jammer. ... Das ganze Unglück der Justiz fing an dem Tage an, da sie sich die hellen, klaren Menschenaugen verband, das Beste, das der Mensch hat, und sich selbst blind machte" (1189). Die Blindheit verursacht die lange Dauer der Prozesse, einen Hauptschaden, weil das Unrecht eine Krankheit ist, die schnelle Behandlung und Heilung erfordert. Das lange Hinziehen der Prozesse, das Ansetzen immer neuer Termine, dann die Behandlung des Verbrechers als eines anständigen, ehrlichen Menschen, seine Verteidigung, gleich als ob er im Recht sei, all das sind Folgen der Blindheit der Justiz und geeignet, das Volksurteil zu verwirren. Aus diesem Grunde kann die volkserziehliche Wirkung der Justiz nicht ausgeübt werden.

Auch die Zerstückelung einer Person in viele Einzelprozesse ist einer schnellen und gerechten Beurteilung unzuträglich: „... diese fünfzig Prozesse von Dutti Kohl, die zusammen genau etwa hundert Jahre dauern, und zweihundert Menschen das Leben verderben, und fünfzig Beamte in Betrieb halten, die könnte ein einziger gelehrter, weltkundiger Richter mit aller Bequemlichkeit in drei Stunden erledigen, wenn er mit einem Schreiber — aber ohne andere Leute und vor allem ohne Paragraphen — nach Ballum käme und den Magistrat und einige unserer Bürger anhörte" (1194). Deutlich spricht hier die Stimme des Volkes, sein unverbildetes, natürliches Urteil und eine Kritik, die manche beachtlichen Wege zur Reform zeigt.

Immerhin dürfte mit dieser, den dörflichen oder kleinstädtischen Verhältnissen entsprechenden Rechtspraxis der ungleich schwierigeren, städtischen Rechtsprechung wenig geholfen sein. Hier ist die Kenntnis des Schuldigen nicht von vornherein gegeben oder ohne weiteres zu erlangen. Es ist ja auch in den seltensten Fällen so, daß auf der einen Seite alle Schuld und auf der anderen alle Unschuld ist, daß der Gerechte dem Ungerechten, der Verbrecher dem Unschuldigen gegenübersteht. Meist ist Recht und Unrecht auf beide Seiten verteilt und verlangt eine sorgfältige und gewissenhafte Abwägung gegen-

einander. Allzu leicht würden durch die obigen Reformen menschlicher Voreingenommenheit und Subjektivität das Wort geredet.

Wieder stoßen wir hier auf den Gegensatz von Dorfkultur und Stadtkultur als Grund von Frenssens Spannungen und Frenssens scharfer Kritik. Wie wir heidnisch-germanische Naturverehrung und christliche Erlösungsreligion in Frenssen miteinander verbunden oder einander gegenübergestellt sahen, so finden wir in den Bildungsfragen die Bildung des deutschen Bauern auf heimischer Erde neben der humanistischen Schulbildung und dem akademischen Bildungsgang. Und nun zuletzt ländliche Rechtspflege neben städtischer Justiz. Immer steht Frenssen als Künstler und als Mensch zwischen beiden Kulturen und seine Mittelstellung schafft die schweren Spannungen seiner Entwicklung und seines Lebens. Er hat in dieser Hinsicht viel Aehnlichkeit mit einem andern, mit dem er sich selbst einmal, lediglich unter diesem einen Gesichtspunkt, vergleicht, mit C. F. Meyer, dessen spätes und langsames Reifen auch durch das Zusammenstoßen zweier schwer zu vereinender Kulturen, der germanischen und romanischen, bedingt ist. Auch bei diesem ist das Ringen um die Vereinigung der Gegensätze, um ein einheitliches Lebensgefühl Anlaß seines Schaffens und Inhalt fast aller seiner Werke und macht gerade ihren besonderen Reiz aus. Das ist auch das letzte Urteil über Frenssen: Gewiß würde das Fehlen dieser Spannungen ein einheitlicheres, klareres Bild ergeben, aber gleichzeitig würde die Einseitigkeit seiner Anschauungen zu einer Verengung und Verarmung führen. Die Polaritäten in Frenssens Wesen und Anschauungen geben seinen Werken gerade den besonderen Wert, denn das Ringen um ihren Ausgleich und ihre Vereinigung ist die entscheidende Aufgabe unserer heutigen Kulturlage.

Lebenslauf.

Ich, Walther Immanuel Gonser, wurde am 29. November 1902 als Sohn des damaligen Gefängnisgeistlichen in Heilbronn, jetzigen Direktors des Deutschen Vereins gegen den Alkoholismus in Berlin, Professor Dr. med. h. c. Immanuel Gonser und seiner Ehefrau Julie, geborenen Lang, in Heilbronn am Neckar, Kreis Heilbronn, geboren. Ich besitze die württembergische Staatsangehörigkeit und bin evangelischen Bekenntnisses.

Von Ostern 1912 an besuchte ich das Fichtegymnasium in Berlin-Wilmersdorf, nachdem ich dessen Vorschule durchlaufen hatte, von Ostern 1919 an das Arndtgymnasium in Berlin-Dahlem, und verließ diese Anstalt mit dem Zeugnis der Reife im Februar 1921. Vom Sommersemester 1921 bis zum Sommersemester 1924 einschließlich studierte ich an den Universitäten Berlin und Tübingen Theologie. Nach halbjähriger Unterbrechung meines Studiums ließ ich mich im Sommersemester 1925 bei der philosophischen Fakultät der Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin einschreiben, um deutsche Philologie, Philosophie und Theologie zu studieren. Vom Sommersemester 1928 bis zum Wintersemester 1929/30 einschließlich studierte ich an der Marburger Philipps-Universität, hauptsächlich Literaturwissenschaft und Theologie.

Am 17. Dezember 1930 bestand ich das Rigorosum. Seitdem halte ich mich in Tübingen auf.

Meine akademischen Lehrer waren in Berlin: Deißmann, Hübner, Köhler, Mahling, Petersen, Roethe, Spranger; in Marburg: Elster, Helm, Jaensch, Mayne, Niebergall, v. Soden, Wünsch.

Für wissenschaftliche Förderung bin ich ihnen allen, für Anregung und Förderung bei der Abfassung der vorliegenden Arbeit insbesondere Herrn Geh. Reg.-Rat Professor Elster, zu aufrichtigem Danke verpflichtet.

Lebenslauf.